



Zukunftsfähige

Partnerschaften gestalten

*Handbuch für ökumenische
Partnerschaftsarbeit in der Nordkirche*



Evangelisch-Lutherische
Kirche in Norddeutschland

Zukunftsfähige

Partnerschaften gestalten

*Handbuch für ökumenische
Partnerschaftsarbeit in der Nordkirche*

Herausgeber:

Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland,
Hauptbereich 4: Mission und Ökumene



INHALT

Geleitwort

Bischof Gerhard Ulrich 4

Über dieses Buch

Dr. Mirjam Freytag, Eberhard von der Heyde 6

TEIL 1: REFLEXION

**Partnerschaft als Leitbegriff
ökumenischen Engagements**

Dr. Klaus Schäfer 8

Partnerschaften und Globalisierung

Frank Kürschner-Pelkmann 20

Von Afrika bis Zucker:

Materialkoffer zum Globalen Lernen 27

Ökumenisches Lernen

Dr. Uta André, Dr. Michael Biehl 32

Charta Oecumenica 35

Tipps für gemeinsame Andachten und Gottesdienste 36

Ein ökumenisches Glaubensbekenntnis 38

Gebet aus der Ökumene 40

Interkulturelles Lernen

Eberhard von der Heyde, Dr. Werner Kahl 42

Die eigene Haltung hinterfragen 43

Vertrauen ist die Grundlage 44

Hexenglaube, Flüche und Jesus Power

– Begegnungen mit dem afrikanischen Christentum 47

TEIL 2: PRAXIS

Partnerschaftsformen

Jürgen Reißner, Klaus-Michael Täger 54

Langzeitpartnerschaft / Besuche:

Im Glauben verbunden | Werner Fricke 58

Langzeitpartnerschaft / Projekte:

Früchte einer Partnerschaft | Birgitta Henrich 60

Langzeitpartnerschaft / Baltikum:

Brücke der Freundschaft | Aive Bruhn u. a. 62

Trilaterale Begegnung:

Weltweites Dreieck | Hans-Joachim Merker 64

Frauenpartnerschaft:

Verschiedenheit und Respekt | Dr. Hanna Bürger 66

Schulpartnerschaft:

Kinder lernen verstehen | Michael Herold 68

Handelspartnerschaft: Ein Gewinn

für beide Seiten | Myriam Sodjinou, Jürgen Reißner 70

Themenpartnerschaft:

Der Regenbogen als Symbol | Rolf Martin 72

Internetpartnerschaft:

Kontakt per Mail und Skype | Paul Steffen 74

Partnerschaften als soziale Bewegung

Den Brennpunkt neu bestimmen | Martin Krieg 76

Stationen einer Partnerschaft

Elisabeth Hartmann-Runge, Henning Halver 78

„Ortsbestimmung“ –

ein Angebot für Partnerschaftsgruppen 89

**So wirkt die Partnerschaft
auf Kirchengemeinde und Umfeld**

Matthias Petersen, Doris Krieg 90

Öffentlichkeitsarbeit ist Arbeit – elf Tipps

Freddy Dutz 100

Meditation: Das lebendige Brot | Susanne Thiesen 101

So organisieren Sie Besuche

Evamaria Drews, Silke Leng, Thorsten Pachnicke 102

Checkliste: Was an Reisekosten anfällt 112

Checkliste: Wie Sie eine Reise entspannt vorbereiten 113

So gelingen Projekte

Andrea Schirmer-Müller, Birte Asja Detjen,

Dr. Mirjam Freytag 114

Wie vermeide ich Korruption

in Partnerschaften? | Hanna Lehming 127

Fördermittel 128

Wie Sie mit Spenden umgehen | Kurt Rulfes 137

Ansprechpartner 138

Die Partnerkirchen der Nordkirche 139

Impressum 141

Liebe Freundinnen und Freunde der Ökumene, liebe Schwestern und Brüder!



Die Kirche der Zukunft wird eine ökumenische Kirche sein – oder sie wird gar nicht Kirche sein. Dieser prophetische Ruf des unvergessenen Praktischen Theologen und Ökumenikers Ernst Lange aus den 1970-er Jahren lässt mich persönlich seit Jahrzehnten in Sachen Ökumene mit Lust, Leidenschaft und Neugier unterwegs sein. „Nordkirche weltweit“ – das soll uns Programm sein in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland: Ein Glück, meine ich, denn anders geht gar nicht!

Das vorliegende Handbuch ist ein Kaleidoskop der vielfältigen partnerschaftlichen Beziehungen unserer Kirche. Wir haben miteinander zu tun und sind in diesem Tun aufeinander angewiesen. Darauf hinzuweisen bereitet tiefe Freude.

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland steht in einem Netzwerk von lebendigen und belebenden Beziehungen. Unsere Kirche hat diesen Schatz geerbt gleichsam von den ehemals selbständigen Kirchen im früheren Nordelbien, in Mecklenburg und in Pommern. Dies hält in ihr das Bewusstsein wach, (nur) eine „Provinz der Weltchristenheit“ zu sein. Lokal und global zu denken, zu handeln, zu leben, zu feiern – das alles macht Kirche aus. Solche Weite und Konzentration zugleich schärft den Blick sowohl auf die eigene Kirche wie auch für die Kirche in ihren vielfältigen Ausprägungen in der weltweiten Ökumene. Dies ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass die Kirche in der Welt wach und aufmerksam bleibt und ihrer Rolle gerecht werden kann, ihre Stimme für die Stummen und An-den-Rand-Gedrängten zu erheben.

Für solche Vielfalt in den Beziehungen zu den Partnerkirchen weltweit und in der Partnerschaftsarbeit können wir nur dankbar sein. Für die dahinter stehende Arbeit und das unermüdliche Wirken möchte ich den vielen engagierten Menschen in den Gemeinden und Partnerschaftsgruppen in unserer Kirche von Herzen Dank sagen! Aus den ökumenischen Begegnungen und dem Einblick in die Lebensbedingungen in anderen Ländern erwächst auch das Bedürfnis, sich für eine nachhaltige Verbesserung der Lebensbedingungen weltweit einzusetzen. So entstehen gemeinsame Vorhaben, die durch konkrete Maßnahmen zur Überwindung von Not beitragen. Aber ob in gemeinsamen Projekten oder in der geistlichen Gemeinschaft gelebter Ökumene, bei gegenseitigen Besuchen oder im gemeinsamen Gedankenaustausch – immer bereichern sich Menschen gegenseitig, weil sie so voneinander lernen: interkulturell, ökumenisch, entwicklungspolitisch, persönlich. Dafür braucht es einen langen Atem, eine klare Perspektive und nicht zuletzt die Beratung und Unterstützung von Anderen, die ähnliche Erfahrungen teilen.

Um Rat und Unterstützung geht es auch in den Kapiteln dieses Handbuches. Viele der Fragen derjenigen, die die Arbeit vor Ort tragen, werden in den Beiträgen, den Hinweisen, Tipps und Geschichten aufgenommen. Hier finden sich Anregungen für eine Reflexion der eigenen Arbeit und für ein vertieftes Fragen nach der Ausrichtung der konkret gelebten Partnerschaft.

Wie viel Geduld, Ausdauer und Mut in dieser Arbeit steckt, lässt sich zwischen den Zeilen erahnen. Wie viel Kraft daraus in die Gemeinden unserer Kirche einfließt, sie erneuert und in die ökumenische Gemeinschaft der Schwestern und Brüder weltweit stellt, lässt sich in unserer Kirche und in den Partnerkirchen weltweit erfahren. Was solche Partnerschaft bedeutet, hat sich mir beispielhaft im Sommer 2011 in Tansania in einem Bild gezeigt: Nach schwierigen Gesprächen über strittige Themen brachte mich Bischof Israel Peter Mwakyolile zu einem Ort, der in der Region „Brücke Gottes“ heißt. Es ist eine natürliche Steinbrücke über einen reißenden Fluss mit einem Wasserfall. Sie heißt „Brücke Gottes“, weil sie nicht von Menschen gemacht ist, sondern den Menschen geschenkt wurde, diesen Fluss zu überqueren, sicher auf die andere Seite zu kommen, zu den Bananenpflanzen, Früchten und Häusern der Nachbarn. Zusammen gingen wir über die Brücke. Und Bischof Mwakyolile und ich versprachen einander auf der Mitte der Brücke, dass wir als Partner zusammenstehen werden, die einander auf ihrem Weg begleiten wollen. Schon um die Mitte der Brücke zu erreichen, mussten wir sehr vorsichtig gehen, Steinen und Löchern ausweichen, einander stützen.



*Bischof Gerhard Ulrich
und Bischof Israel
Peter Mwakyolile beim
Händedruck.*

Diese Brücke wurde uns zu einem Symbol unserer tiefen partnerschaftlichen Beziehung, die ein Gottesgeschenk ist, ein Zeichen für Seine Gnade und Liebe. Und unsere Partnerschaft ist eine Brücke über „unruhiges Gewässer“. Sie ist von Gott und nicht von Menschen geschaffen. Er ist der Architekt und nicht wir selbst. Bleiben Sie, liebe Schwestern und Brüder, behütet unterwegs auf Ihren Wegen in Sachen Mission und Ökumene! Dazu möge auch dieses Buch hilfreich sein.

In herzlicher Verbundenheit,

Bischof Gerhard Ulrich

*Vorsitzender der Kirchenleitung der Evangelisch-Lutherischen Kirche
in Norddeutschland und Vorsitzender der Generalversammlung
des Zentrums für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit*

Liebe Leserinnen und Leser,

Sie lassen Ihren Blick über den Tellerrand streifen?

Sie sind offen für neue Erfahrungen?

*Sie suchen eine verbindliche ökumenische Zusammenarbeit
von Menschen über Grenzen und Kontinente hinweg?*

Für Sie haben wir dieses Handbuch herausgebracht. Es richtet sich an ökumenische Partnerschaftsgruppen in der Nordkirche – und solche, die es werden wollen. Das Buch greift Fragen und Anliegen aus den Gruppen selbst auf. Denn es knüpft an den Partnerschaftsqualifizierungsprozess 2010/2011 an, kurz: PQ-Prozess. Mehrere Institutionen haben diesen Lernweg unter dem Dach der damaligen Nordelbischen Kirche gemeinsam verantwortet: die Ökumenischen Arbeitsstellen in den Kirchenkreisen, der Kirchliche Entwicklungsdienst, das Nordelbische Frauenwerk und das Nordelbische Missionszentrum (jetzt: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit).

Der PQ-Prozess hat viele Ehrenamtliche in der Partnerschaftsarbeit angesprochen und das gemeinsame Lernen gefördert. Delegierte aus den Partnerkirchen waren eingeladen, ihre Sicht einzubringen. Die Ergebnisse sind in einer Dokumentation dargestellt, die auf der Internetseite des Zentrums für Mission und Ökumene heruntergeladen werden kann (www.nordkirche-weltweit.de -> Presse & Publikationen -> Texte & Dokumente).

Mit diesem Handbuch greifen wir einen Wunsch auf, der im PQ-Prozess vielfach geäußert wurde: nach einem Grundlagenwerk, das die vielfältige Arbeit in den Partnerschaftsgruppen unterstützt. Fragen, die in der Arbeit immer wieder auftauchen, sind hier in einen größeren Kontext gestellt. So trägt das Buch zur weiteren Qualifizierung von Begegnung, internationalem Austausch und gemeinsamem Lernen bei. „Neueinsteiger“ lesen hier von Erfahrungen derjenigen, die schon lange dabei sind. „Alte Hasen“ werden viele Anregungen zur Reflexion entdecken. Und Gruppen können einzelne Kapitel oder Abschnitte gemeinsam lesen und sich darüber austauschen.

Im ersten Teil des Buches sind reflektierende Beiträge zum Begriff „Partnerschaft“, zu Globalisierung, Ökumene und interkulturellem Lernen versammelt. Es folgt ein Überblick über Partnerschaftsformen in der Nordkirche, der den Reichtum der Arbeit deutlich macht und Tradition und Innovation würdigt. Kapitel zu

praktischen Fragen schließen sich an, etwa zur Organisation von Besuchen oder zum Management von Projekten. Hinweise auf Fördermittel und wichtige Ansprechpartner runden das Handbuch ab.

Reflexion und Praxis: Beides ist wichtig, beides gehört zusammen. Das konkrete Tun drückt sich in der Gestaltung der Partnerschaft, in den Begegnungen und Projekten aus. Zwischendurch gilt es innezuhalten und das Engagement miteinander zu bedenken, wie es auch im PQ-Prozess geschehen ist. So lassen sich mit neuer Kraft Ideen für das partnerschaftliche Handeln entwickeln.

Dieses Handbuch ist unter Mitwirkung vieler entstanden. Die meisten Kapitel haben mehrere Autorinnen und Autoren gemeinsam geschrieben. Sie haben sich dabei intensiv ausgetauscht. Denn: Es gibt nicht die eine Art und Weise, wie Partnerschaftsarbeit „richtig“ zu machen ist. Dies soll durch die vielen Stimmen und Perspektiven in diesem Buch deutlich werden.

Wir danken allen Autorinnen und Autoren herzlich für Ihre Beiträge! Ebenso geht unser Dank an diejenigen, die Fotos zur Verfügung gestellt haben. Und wir freuen uns, dass Detlev Brockes (Redaktion) und Susanne Adamek (Gestaltung) eine außerordentlich ansprechende Umsetzung gelungen ist.

So wünschen wir allen Engagierten in der Partnerschaftsarbeit viel Freude und Gewinn bei der Arbeit mit diesem Handbuch!



Dr. Mirjam Freytag
Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordkirche



Eberhard von der Heyde
Zentrum für Mission und Ökumene
– Nordkirche weltweit



Partnerschaft als Leitbegriff ökumenischen Engagements

Von Pastor **Dr. Klaus Schäfer**
(Direktor des Zentrums
für Mission und Ökumene
– Nordkirche weltweit)

Der Begriff „Partnerschaft“ hat erstaunliche Wandlungen hinter sich. Im Kern steht er für personale Beziehung unter Gleichen, für Wertschätzung, Respekt und wechselseitige Verantwortung; damit entfaltet er auch emanzipatorische Kraft.

Dieser Beitrag zeichnet nach, wie sich der Begriff in der Ökumene entwickelt hat: von der „Partnerschaft im Gehorsam“ nach dem Zweiten Weltkrieg; über die „Partnerschafts-Euphorie“ in den 1970er- und 1980er-Jahren; bis zur immer wieder vorgetragenen Kritik, der Begriff bleibe eine „Mogelpackung“. Im zweiten Teil des Beitrags werden fünf Aspekte für die Zukunft der kirchlichen Partnerschaftsarbeit benannt. Partnerschaften und ökumenisches Lernen, so die Schlussfolgerung, geben auch künftig wichtige Impulse zur Erneuerung unserer Kirche.

WÜRDE MAN BEGRIFFE WIE EINE PERSON BEHANDELN und über sie eine Biografie schreiben, so müsste man für das Wort „Partnerschaft“ auf vielfältige Wandlungen, immer neue Bedeutungsnuancen, Anwendungsfelder und Sinnzusammenhänge hinweisen. Der Begriff hat eine wahrhaft erstaunliche Karriere hinter sich – und sie ist noch immer nicht zu Ende. Dominant ist im Augenblick, so scheint es, die Partnerschafts- oder Paarungsszene, die sich besonders in Internetforen und -angeboten zeigt. Aber auch von Geschäfts-, Sozial- und Ehepartnern wird gesprochen, von Interessen-, Städte-, Schul- und Lebenspartnerschaften – und nicht zuletzt von kirchlichen Partnerschaften.

Der immer noch junge Begriff „Partnerschaft“ wurde seit Mitte des 19. Jahrhunderts vor allem in der Sport- und Wirtschaftswelt verwendet. Mit ihm waren Bedeutungsnuancen verbunden, die heute noch mitklingen, auch wenn sich Akzente verschoben haben und der Begriff manchmal ausgehöhlt und abgenutzt erscheint. Der Begriff der Partnerschaft wollte – und will – personale Beziehung unter Gleichen oder doch als gleichrangig Angesehenen zum Ausdruck bringen. Der Terminus steht – vor allem bei der Partnerschaft von Personen – für eine besondere Qualität von Kommunikation, mit der Fähigkeit zu verstehendem Einfühlen, offener Selbstmitteilung und einer Lern- und Veränderungsbereitschaft. Wo der Begriff zuerst eingeführt wurde, signalisierte er Wertschätzung und Respekt, aber auch wechselseitige Verpflichtung und Verantwortung. Verbunden damit war im 20. Jahrhundert zudem ein betont kritischer Akzent, insofern der Terminus herkömmliche, von einem Verhältnis von Oben und Unten geprägte Beziehungsmuster überwinden wollte – etwa bei den

Rollen von Ehemann und Ehefrau in der patriarchalischen Gesellschaft. Mit anderen Worten: Der Begriff Partnerschaft hatte emanzipatorisches Potenzial!

Die genannten Bedeutungsnuancen finden sich auch in der kirchlichen Partnerschaftsarbeit, um die es in diesem Handbuch geht. Deshalb ist es interessant, sich den historischen und thematischen Kontext – sozusagen den jeweiligen „Sitz im Leben“ – zu vergegenwärtigen, in dem „Partnerschaft“ zu einem Leitbegriff in der internationalen ökumenischen Zusammenarbeit wurde. Es sind drei Diskurszusammenhänge, auf die ich dabei hinweisen möchte.

„Sitz im Leben“ des ökumenischen Partnerschaftsgedankens

1. Interessanterweise wurde der Begriff der Partnerschaft kurz nach dem Zweiten Weltkrieg insbesondere auf Drängen der Kirchen im Süden in die ökumenische und missionstheologische Diskussion eingeführt. Hintergrund für die Prominenz, die der Begriff auf der Weltmissionskonferenz 1947 im kanadischen Whitby gewann, war das wachsende Selbstbewusstsein, das die damals sogenannten Jungen Kirchen in der Zeit des Zweiten Weltkriegs entwickelt hatten. Ohne die Leitung und Dominanz der weißen Missionare aus dem Norden, die in den Wirren des Krieges ihre Missionsarbeit hatten aufgeben müssen, waren eigenständige junge Kirchen gewachsen und hatten an innerer Kraft gewonnen. Und in den Ländern Asiens und Afrikas war seit Langem ein Gärungsprozess eingetreten, der auf eine Abschüttelung der Kolonialherrschaft und auf nationale Unabhängigkeit hindrängte. 1947 war auch das Jahr, in dem „der Juwel“ des britischen Weltreiches, Indien, unabhängig wurde.

Mit dem Slogan von der „Partnerschaft im Gehorsam“, der in Whitby formuliert wurde, kam nichts weniger als eine Revolution in den Beziehungsmustern westlicher Missionsgesellschaften und Missionare zu den jetzt eigenständigen Kirchen in Afrika und Asien in den Blick. Auch wenn die Mission nicht einfach ein Teil der Kolonialbewegung war, waren die weißen Missionare – und mehr noch die Missionsleitungen in der Heimat – überzeugt, die „Bürde des weißen Mannes“ tragen und für ihre hilflosen, armen, ungebildeten und unkultivierten Schützlinge Verantwortung übernehmen zu müssen. Lange war man auch in vielen Missionskreisen der Meinung, dass die einheimischen Christen noch nicht reif seien für die Leitung der einheimischen Kirche; sie waren zwar als Evangelisten wichtig für die Mission, aber sie waren eben „Gehilfen“ unter der Anleitung des westlichen Missionars, der die Kontrolle in der Hand behielt – und dessen Dominanz je länger, je mehr von den einheimischen Christen beklagt wurde.

Der Begriff „Partnerschaft“ gewinnt auf dem Hintergrund dieses alten Beziehungsgefälles in der Mission eine kritische, emanzipatorische Kraft. Er signalisiert das Streben nach Anerkennung der Selbstständigkeit der einheimischen Christinnen und Christen. Der Slogan von der „Partnerschaft im Gehorsam“ suchte deutlich zu machen, dass nicht die Missionsgesellschaften im Westen oder Norden (allein) für die Missionsarbeit zuständig seien; sie sollten sich in den Ländern, in denen bereits Kirchen entstanden waren, nicht nach Belieben und ohne Konsultation mit den einheimischen Christen engagieren. Betont wurde jetzt, dass die einheimischen Christen und die westlichen Missionsgesellschaften in einer „Partnerschaft“ stehen; beide seien gegenüber dem Missionsbefehl des Auferstandenen zu gemeinsamem Gehorsam verpflichtet. Es sollte nicht mehr so sein, dass die eine die sendende Kirche ist – die zudem noch eine Missionsgesellschaft war, die im Norden gar nicht wirklich in die Kirche integriert war – und die andere lediglich die empfangende Kirche.

In den offiziellen Erklärungen der Konferenz von Whitby wurde gefordert, dass die Kirchen des Südens „ein für allemal den so hemmenden Geist der Abhängigkeit von den Älteren Kirchen ablegen und ihren Stand auf dem wahren Grunde völliger geistlicher Gleichberechtigung fest einnehmen“ sollten. „Sie sollen von ihrem Recht Gebrauch machen und ihre eigenen Anliegen selbst verwalten, die Richtlinien ihrer Arbeit selbst ziehen und unter der Leitung Gottes, des Heiligen Geistes, ihr eigenes, bestimmtes Zeugnis in der Welt ablegen.“ Die ausländischen Missionare sollten nur auf Einladung einer einheimischen Kirche ins Land kommen und unter deren Leitung arbeiten; bei der Auswahl von Mitarbeitenden sollten die einheimischen Kirchen künftig Mitspracherecht haben.

Auch Fragen zur finanziellen Unterstützung einheimischer Kirchen wurden in Whitby angesprochen: Ausländisches Geld sollte nicht zur Ausübung von Herrschaft missbraucht werden und keine Abhängigkeiten schaffen. Während früher die Missionsgesellschaften im Norden entschieden, wofür das Geld eingesetzt wurde, sollte die Planungs- und Entscheidungskompetenz nach dem Willen der Konferenz zukünftig bei der einheimischen Kirche liegen.

2. Nach dem Zweiten Weltkrieg brachten zunächst die Jungen Kirchen den Begriff „Partnerschaft“ ins Spiel, um ihre Selbstständigkeit zu unterstreichen und sich aus der Abhängigkeit von einer sich oft paternalistisch gebärdenden westlichen Mission zu lösen – im Englischen gibt es dafür den Begriff „benevolent paternalism“. Doch in den 1970er- und 1980er-Jahren entwickelte der Begriff gerade in Deutschland eine neue Dynamik im Kontext von Kirchengemeinden und Kirchenkreisen, die sich als Teil der Weltchristenheit entdeckten und deshalb nach Möglichkeiten der Partnerschaft mit Christen und Christinnen außerhalb des eigenen Kulturkreises suchten. Dahinter stand einerseits die deutliche Wahrnehmung von Ungerechtigkeit in

den Nord-Süd-Beziehungen und von Problemen in vielen Ländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas – man denke nur an die Apartheid in Südafrika; andererseits aber auch ein gewachsenes Bewusstsein für die Verantwortung des Westens für Ausbeutung und Ungerechtigkeit. Die frühen 1970er-Jahre waren zudem eine Epoche des Aufbruchs und des Optimismus, in der viele soziale Bewegungen entstanden: Zwar schienen die Probleme der Welt groß und schwerwiegend, aber lebendig war auch die Hoffnung auf die Überwindung von Ungerechtigkeit und Ausbeutung; der Gedanke der Verbesserbarkeit der Welt drängte viele, innerhalb und außerhalb der Kirchen, zu gesellschaftlichem Engagement und zur Solidarität mit der Dritten Welt.

So kam es in den 1970er- und 1980er-Jahren zur Aufnahme vieler sogenannter Direktpartnerschaften zwischen Kirchengemeinden und Kirchenkreisen in Deutschland und in den Ländern des Südens. Angesichts der Fülle der neu entstandenen Beziehungen – Schwerpunktländer waren zunächst Tansania und Südafrika – sprach man sogar von einer „Partnerschafts-Euphorie“. Gefördert wurde dies durch Synodalbeschlüsse von Landeskirchen, die Gemeinden und Kirchenkreise aufriefen, sich um solche Partnerschaften zu bemühen. Die Motive dafür waren unterschiedlich: So ging es vielfach – etwa im Blick auf Südafrika – um den Erweis konkreter Solidarität mit Christinnen und Christen, die in einer Situation schweren Unrechts ihren christlichen Glauben und ihr christliches Bekenntnis zu leben hatten; oft ging es einfach darum, der ökumenischen Dimension der Kirche einen konkreten, exemplarischen Ausdruck zu verleihen; wieder andere erhofften sich Anregungen für das eigene Gemeindeleben oder missionarische Impulse für den eigenen Kontext; und für viele stand, isoliert oder mit anderen Motiven verbunden, die konkrete Hilfe für Menschen in Not im Vordergrund.

Es waren diesmal die Menschen hier bei uns, in unseren Kirchengemeinden, die die Partnerschaft suchten. Damit wird Partnerschaft nicht notwendig ein westlicher Import, aber es dürfte doch deutlich sein, dass der emanzipatorische Klang, der mit Whitby verbunden war, in den Hintergrund rückte – wie der damals noch oft benutzte Begriff der „Partnerschaft“ zeigt. Ging es in Whitby um wirkliche Partnerschaft als Anerkennung von Gleichen, so drängten sich jetzt für Menschen im Westen, die Verantwortung zu übernehmen bereit waren, neue Fragen auf: Wie können wir die Ökumene konkreter leben? Wie können wir Solidarität mit den leidenden und geschundenen Brüdern und Schwestern üben? Wie können wir ganz praktisch und konkret – und möglichst auch sichtbar – Hilfe zur Selbsthilfe leisten? Wo sind geistliche Erfahrungen – Formen des Gebetes, des Gottesdienstes, der Mission –, die uns hier bereichern? Der Gedanke und Begriff des „ökumenischen Lernens“, in seinen

Dimensionen als interkulturelles, entwicklungspolitisches und ökumenisch-kirchliches Lernen über Glauben und Leben der Christen in anderen Kontexten, wurde in dieser Zeit mit dem Begriff der Partnerschaft verbunden.

3. Diese Impulse haben unsere Landeskirchen grundsätzlich verändert und – wenn man es so nennen will – ökumenisch und für einen starken Weltbezug geöffnet. Auf der anderen Seite ist daran zu erinnern, dass der Leitbegriff der Partnerschaft immer auch Anlass zu kritischen Diskursen über den Realitätsgehalt des Begriffes gab. So sprach die Weltmissionskonferenz von Bangkok, 25 Jahre nach Whitby, davon, dass „Partnerschaft in der Mission“ „ein leeres Schlagwort“ bleibe, weil sich in den Nord-Süd-Beziehungen in Mission und Entwicklungsdienst nicht selten die gleichen Machtverhältnisse widerspiegeln, die sich im politischen und wirtschaftlichen Nord-Süd-Gefälle zeigen. Die Rede von der Partnerschaft wurde immer wieder als „Worthülse“ oder „Mogelpackung“ verdächtigt. An diesem anhaltenden bzw. immer wieder neu aufbrechenden Diskurs, so scheint mir, zeigt sich einerseits Enttäuschung darüber, dass wir von der Realität gerechter Beziehungen – der sogenannten und viel beschworenen Partnerschaft „auf Augenhöhe“, was eigentlich eine Tautologie ist – noch ein gutes Stück entfernt sind, dass aber andererseits der Begriff der Partnerschaft die Aufmerksamkeit für dieses Defizit wachhält.

Aspekte kirchlicher Partnerschaftsarbeit

Dieser Überblick zeigt: Der Gedanke kirchlicher Partnerschaft und auch die kirchliche Partnerschaftsbewegung haben eine längere Geschichte, die nach dem Zweiten Weltkrieg begann und seit den 1970er-Jahren in die gesamte Kirche ausstrahlte. Inzwischen ist die erste Generation, die sich in der Partnerschaftsarbeit engagierte, bereits abgetreten. Und da sich auch die Welt seit den Anfängen der Partnerschaftsbewegung verändert hat, ist es an der Zeit, innezuhalten, sich der Bedeutung der kirchlichen Partnerschaften zu vergewissern und Perspektiven zu entwickeln. Dies war Anlass des Partnerschaftsqualifizierungsprozesses in unserer Kirche, und dies ist auch das Anliegen des hier vorgelegten Handbuchs.

Bevor in den folgenden Kapiteln viele wichtige Aspekte der Partnerschaftsarbeit behandelt werden, möchte ich fünf Aspekte notieren, die mir für die Zukunft der kirchlichen Partnerschaften wichtig erscheinen.

1. Partnerschaften als Ausdruck ökumenischer Existenz

Was mit dem Gedanken der Partnerschaft ausgedrückt werden soll, gehört zum Wesen der Kirche. Kirche lebt und aktualisiert sich lokal in der Versammlung der Gemeinde, aber sie ist auch die weltweite christliche – oder: katholische, aber nicht römische – Kirche, die Gemeinschaft der Heiligen. Für die Kirche konstitutiv ist deshalb die lokale Dimension, die Versammlung um Wort und Sakrament, ihr Zeugnis und Dienst am Ort, zugleich aber auch die Gliedschaft am Leib Christi, der die ganze bewohnte Welt, die „Ökumene“, umspannt. Zugespitzt formuliert: Die lokale Kirche steht in Partnerschaft mit Christen und Christinnen in anderen Teilen der Welt – ich nenne dies die ökumenische Dimension der Kirche –, oder sie ist nicht wirklich die Kirche Jesu Christi, des Herrn der ganzen Welt, der Menschen aus allen Völkern und Nationen zur Gemeinschaft des Volkes Gottes verbunden hat.

Partnerschaften mit Christen und Christinnen aus anderen Teilen der Welt sind dann als Ausdruck der ökumenischen Existenz zu verstehen, in der die Kirche zu leben berufen ist. Partnerschaften sind Aneignung der Ökumene auf Gemeindeebene. Der Gemeinde kommt dabei exemplarisch zum Bewusstsein, dass der Glaube eine weltweite Dimension hat und dass Christinnen und Christen aus verschiedenen Regionen der Welt einander als Partner, als Brüder und Schwestern begegnen, bereichern und herausfordern können. Partnerschaften geben der weltweiten Ökumene an der Basis der Gemeinde und im Kirchenkreis ein Gesicht und zeigen zugleich, dass Christen aus verschiedenen Kontinenten aufeinander angewiesen sind. Partnerschaften erinnern daran, dass die Fülle des Leibes Christi nur in ihrer weltweiten Ausprägung wahrgenommen werden kann.

Gehört diese ökumenische Dimension aber zum Wesen der Kirche, so sind ökumenische Partnerschaften kein Luxus, den man sich in den „fetten Jahren“ leisten konnte, jetzt aber zurückfahren muss. Ökumenische Partnerschaften prägen das Profil von Kirche, insofern sie Kirche als weltumspannende Gemeinschaft sichtbar und erlebbar machen. Und sie sind eine Erinnerung daran, dass Kirchen und Gemeinden sich nicht um sich selbst drehen dürfen.

2. Partnerschaften als Koinonia / Gemeinschaft

Der Begriff „Partnerschaft“ brachte mit seiner emanzipatorischen Note etwas Wesentliches zum Ausdruck: die Eigenständigkeit und Gleichheit der Partner und damit verbunden zugleich ihr Aufeinanderangewiesensein in respektvoller Wechselseitigkeit. Das war ein kritisch-konstruktives Korrektiv gegenüber asymmetrischen Beziehungsmustern in der weltmissionarischen Zusammenarbeit. So setzte sich „Partnerschaft“ in den 1970er-Jahren gegen den Begriff der „Patenschaft“ durch, der zu paternalistisch erschien, aber auch heute noch in manchen Kreisen Verwendung findet.

Doch vor allem drei Aspekte werden immer wieder gegen den Begriff „Partnerschaft“ geltend gemacht. Zum einen kann er – worauf schon hingewiesen wurde – subtile Asymmetrien und Machtverhältnisse verschleiern und so gerade nicht zu einer offenen Auseinandersetzung über ungerechte Strukturen beitragen. Die Einführung des Begriffs in die britischen Kolonialtheorien zu einer Zeit, als die Kolonialherrschaft heftig kritisiert wurde und wegzubrechen drohte, gab gerade Afrikanern und Asiaten Anlass zum Misstrauen gegenüber diesem Begriff. So hat der nigerianische Schriftsteller Chinua Achebe einmal daran erinnert, „dass noch in den fünfziger Jahren ein britischer Gouverneur von Rhodesien die Partnerschaft zwischen Schwarzen und Weißen in seinem Verwaltungsgebiet als die Partnerschaft zwischen Pferd und Reiter definierte.“

Zum anderen wurde gelegentlich darauf hingewiesen, dass der Begriff in manchen afrikanischen oder asiatischen Sprachen Konnotationen haben kann, die – etwa in der Rede von Senior- und Juniorpartnern – unerwünschte Nebenwirkungen mit sich bringen. Vor allem aber wurde geltend gemacht, dass der Terminus eher aus der säkularen Sprache stamme und nicht den sehr viel tiefer gehenden Sinn und vollen Klang etwa der biblischen Familienterminologie – „Brüder“ und „Schwestern“ – oder des biblischen Begriffes der „Gemeinschaft“ (koinonia) transportiere.

Man muss an dieser Stelle notieren, dass alle Bemühungen um eine andere Terminologie sich nicht durchsetzen konnten. Es ist deshalb nicht sinnvoll, den Partnerschaftsbegriff durch einen anderen Begriff ersetzen zu wollen; die Terminologie hat sich für Nord-Süd- und auch Ost-West-Partnerschaften etabliert und sollte deshalb kritisch-konstruktiv bejaht werden.

Dennoch müssen Partnerschaften von Gemeinden und Kirchenkreisen als zwischenkirchliche Beziehungen theologisch und ekklesiologisch – also als Ausdruck für das Wesen der Kirche, der ekklesia – qualifiziert werden, insofern sie Ausdruck für die Ökumenizität von Kirche sind. Orientierung geben hier der Gedanke der Geschwisterschaft, vor allem aber das Nachdenken über die wechselseitige Verbundenheit in

der „Gemeinschaft“ im Leibe Christi, die die Reflexionen im Ökumenischen Rat der Kirchen und im Lutherischen Weltbund bestimmt haben.

Der Hinweis auf die „Koinonia“ als die Gemeinschaft der Gläubigen mit Jesus Christus führt ins Zentrum des christlichen Glaubens: Die Teilhabe der Menschen am „Leibe Christi“, die ihnen in Taufe und Eucharistie vermittelt wird, schließt die Gläubenden zum Leib Christi zusammen (vgl. 1. Kor. 10, 16 f.). Koinonia als die gemeinsame Anteilhabe an Jesus Christus, der sein Leben mit den Menschen bis zur Selbstaufgabe geteilt hat, äußert sich im wechselseitigen Anteilgeben und Anteilnehmen der Christinnen und Christen und in spezifischer Fürsorge füreinander, insbesondere für die Schwachen (vgl. 1. Kor. 11, 17 ff.; 1. Kor. 12; Röm. 12). Diese geistliche Basis der Partnerschaft sollte im Gottesdienst und vor allem in der Eucharistie immer wieder vergegenwärtigt werden. So bleibt bewusst: Die ökumenische Partnerschaft ist etwas anderes als menschliche Solidarität.

3. Ökumenische Partnerschaften leben vom Geben und Nehmen

Partnerschaft, gerade wenn sie in einem tiefen theologischen Sinn als Ausdruck der Koinonia im Leibe Christi verstanden wird, hat immer zu tun mit einem Geben und Nehmen. Nie darf ein Partner nur geben und der andere nur empfangen, sondern Partnerschaft lebt von der wechselseitigen Verantwortung füreinander.

In der Evaluierung von Partnerschaften ist aber oft noch ein Machtgefälle von Nord nach Süd deutlich geworden; kolonialistisch-paternalistische Verhaltensweisen werden zum Teil sehr subtil fortgeschrieben. Das Helfersyndrom, das sich dabei zeigt, ist durchaus gut gemeint und bleibt vielfach unbewusst. Doch der oft rasche, wenig überlegte und der Situation bei den Partnern nicht angemessene Geldtransfer ist alles andere als unproblematisch.

Oft mobilisiert gerade ein Projekt, für das gesammelt wird, eine Gemeinde für die Partnerschaft. Deshalb spielt die Sammlung von Geldern für den Brunnen, den Kindergarten, die Schule, den Kirchbau, die Versorgung von Aids-Waisen und vieles mehr eine große Rolle. Man darf solche Konkretionen der Partnerschaft – sozusagen materielle Manifestationen der Solidarität – nicht diskreditieren. Aber zugleich gilt: Man sollte über Projekte sehr gründlich und nüchtern nachdenken, um nicht in die Falle eines kolonialen Gehabes zu laufen und durch unkontrollierten Geldfluss mehr Schaden anzurichten, als Gutes zu tun.

In diesem Handbuch wird an anderer Stelle ausführlicher über Geldtransfer und Projektplanung gehandelt. Ich will nur kurz daran erinnern, dass überschaubare Pro-

jekte von Partnerschaftsgruppen professionelle Entwicklungszusammenarbeit nicht ersetzen können, sondern beides Hand in Hand gehen sollte. Vor allem aber ist Partnerschaft weit mehr als das Engagement für Projekte, für die man Geld sammelt. Partnerschaft kann sich äußern in konkreter Solidarität, in Besuchen, im Beistand in Situationen, in denen Menschen – christliche und nicht-christliche – auf Zeichen der Verbundenheit und der Bestärkung angewiesen sind. Südafrika zur Zeit der Apartheid war ein Beispiel, bei dem gerade die Partnerschaftsarbeit Zeichen der Verbundenheit und Solidarität setzte.

Aber zur Partnerschaft gehört nicht nur, Solidarität zu zeigen, sondern auch die Bereitschaft, etwas zu empfangen. Partnerschaftsgruppen berichten von der Bereicherung, die sie durch die Begegnung mit der fröhlichen und selbstbewussten Frömmigkeit in afrikanischen Gemeinden erfahren, von neuen Liedern, Impulsen für die Gestaltung des Gottesdienstes und der Faszination durch einen Kontext, in dem der Glaube offenbar noch jung und frisch ist. Zum Empfangen in einer Partnerschaft gehört aber auch Sensibilität, das Hören auf die Zwischentöne, die Bereitschaft, sich von anderen, den Fremden, infrage stellen zu lassen – im Blick auf Frömmigkeit, Bereitschaft zu mutigem Zeugnis in meiner eigenen Gesellschaft, im Blick auf die Glaubwürdigkeit meines Glaubens und meines Lebensstils oder die Weise unseres Gemeindelebens. Zum Empfangen und Nehmen in Partnerschaften gehört der Wille, mit den Augen der anderen auf mich selbst, meinen Kontext, meine Lebensumstände zu schauen, Anfragen aufzunehmen und mich damit auseinanderzusetzen. Was wir empfangen in der Begegnung mit Christinnen und Christen im Süden ist nicht immer auf den ersten Blick als Bereicherung zu erkennen, sondern kann auch Irritationen auslösen und Stacheln in unser Fleisch setzen. Was die Armut in den Ländern des Südens mit unserer Lebenswirklichkeit zu tun hat, ist eine Frage, die Menschen umtreiben kann, wenn sie von einer Partnerschaftsreise zurückkommen.

4. Partnerschaften leben von thematischer Auseinandersetzung

Wie Untersuchungen gezeigt haben, denkt man in Partnerschaftskreisen oft nicht ausreichend über Sinn und Zweck oder auch die Ziele der Partnerschaft nach. Partnerschaftliche Begegnungen wurden vielfach als Selbstzweck gesehen, ohne dass man sich über eine inhaltliche Gestaltung oder gemeinsame Aufgaben Klarheit verschafft hätte. Aber so entsteht ein Vakuum. „Durststrecken“, die es in jeder ökumenischen Partnerschaft als Folge ausbleibender Briefe oder E-Mails gibt oder auch durch den Wechsel verantwortlicher Personen, werden dann zu einem großen Problem.

Oder in den Fokus rückt allein die Orientierung an den Projekten und am Geldtransfer und dessen korrekter Abwicklung – bis hin zur Beibringung der Belege für Ausgaben. Partnerschaften leben aber ganz entscheidend von der thematischen Arbeit, bei der man einander besser kennen und verstehen lernt, und von den Aufgaben, die man daraus ableitet. In Whitby sprach man von der „Partnerschaft im Gehorsam“, womit das konkrete Anliegen der Evangelisierung der Welt gemeint war, bei der Christen im Süden und Norden zusammenwirken sollten. Was sind heute die Aufgaben, die man sich im Rahmen der Partnerschaften stellt? Was sind die Themen, die man miteinander bearbeitet?

Frauen aus dem Nonnenkloster Terwinitschi (Eparchie St. Petersburg) zu Besuch bei den Partnerinnen in Hamburg.

Beispiele für solche Themen sind etwa die Verschuldung in einem Land, die Analyse der Ursachen sowie die Planung gemeinsamer Aktionen; oder HIV/Aids und eine gemeinsame Lobby-Arbeit; oder Klimagerechtigkeit; oder die Rolle der Kirche in der Gesellschaft – etwa im Blick auf Diakonie, Bildung, Gesundheit, Mission, Medien – in den Kontexten der betreffenden Länder. Zahlreiche Themen – wie etwa die Rolle der Frau, Sexualität oder Leitungsstrukturen hier und dort – sind außerordentlich kon-



flikträchlich. Aber gerade diese Themen, zu denen es zum Teil sehr unterschiedliche, kulturell geprägte Sichtweisen und deshalb ein hohes Irritations- und Verstörungspotenzial gibt, sollten weder aus den Gesprächen ausgeklammert noch in unsensibler Weise angegangen werden. Wenn eine Partnerschaft für alle Beteiligten relevant werden soll, ist das kritisch-konstruktive Gespräch zu solchen Themen unbedingt – in guter Weise vorbereitet – zu suchen.

5. Ökumenische Partnerschaften als Lerngemeinschaften

Ökumenische Partnerschaften können Ansatzpunkte sein, an denen die Kirche sich als Lerngemeinschaft versteht und wechselseitiges Lernen bewusst zu gestalten sucht. Der Begriff der „Kirche als Lerngemeinschaft“, der wichtige Impulse aus den evangelischen Kirchen der DDR empfangt, oder die Bezeichnung der Kirche als „Gemeinschaft der Lernenden“, die Philipp Potter auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Vancouver 1983 gebrauchte, haben – ebenso wie der Gedanke des „ökumenischen Lernens“ – eine lange Geschichte, die hier nicht nachgezeichnet werden kann. Wichtig ist aber: Es geht nicht einfach um Lernen als Wissensvermittlung, sondern um ein existenzielles Lernen, das aus der – bereichernden, aber auch irritierend-herausfordernden – Begegnung mit den Fremden und der Reflexion darüber herrührt. Ökumenisches Lernen geschieht, wenn die Begegnung mit den Anderen dazu führt, die Welt – die eigene und die fremde – in neuem Licht zu sehen, und sich bei den Beteiligten konkrete Verhaltensänderungen einstellen.

Ökumenische Partnerschaften helfen uns zur „Einübung in den ökumenischen Welthorizont“, von deren Notwendigkeit Ernst Lange schon vor Jahrzehnten gesprochen hat. Sie können – um ein weiteres berühmtes Wort von Lange zu zitieren – zur „Befreiung des christlichen Gewissens aus der parochialen Begrenzung“ beitragen. So geben Partnerschaften und das ökumenische Lernen, das in ihnen bewusst gestaltet wird, wichtige Impulse zur Erneuerung unserer Kirche.

KONTAKT UND INFOS

*k.schaefer@
nordkirche-weltweit.de
www.nordkirche-weltweit.de*



Partnerschaften und Globalisierung

Von **Frank Kürschner-Pelkmann**
(freier Journalist, Schwerpunkt
sind ökumenische, ökonomische,
entwicklungspolitische
und ökologische Themen)

Alles wird zur Ware, alles wird vermarktet: Die Globalisierung, wie sie sich derzeit vollzieht, bringt Nachteile für viele Menschen, für ganze Länder und für die Umwelt. Doch das ist kein unabwendbares Schicksal. Partnerschaftsgruppen können sich für eine andere Globalisierung einsetzen – und sich dabei vom christlichen Glauben leiten lassen.

NIE HAT SICH DAS MENSCHLICHE LEBEN auf der Erde in so kurzer Zeit so grundlegend verändert wie in den vergangenen Jahrzehnten. Diese raschen ökonomischen und sozialen Veränderungen lassen sich unter dem Stichwort „Globalisierung“ zusammenfassen. Globalisierung wird bestimmt durch die Entstehung weltumspannender Waren-, Dienstleistungs- und Finanzmärkte. Möglich wurden diese Prozesse unter anderem durch eine Deregulierung der Waren- und Finanzmärkte, eine drastische Senkung von Transportkosten, eine explosionsartige Entwicklung und Verbreitung von Informations- und Kommunikationstechnologien, rasch steigende Auslandsinvestitionen und eine zu all dem passende neoliberale Ideologie des fast grenzenlosen Vertrauens in die positive Wirkung von Marktprozessen.

Die ganze Welt, so scheint es, ist zu einem einzigen „Supermarkt“ geworden, in dem die Gesetze von Angebot und Nachfrage herrschen. Bei näherer Betrachtung wird allerdings deutlich, dass die schöne neue Warenwelt nicht alle einbezieht. Länder und Regionen mit geringer Kaufkraft und schlechter Infrastruktur (z. B. fehlenden hochmodernen Containerterminals) sind allenfalls noch als Lieferanten einiger Rohstoffe gefragt, ansonsten sind sie von der dynamischen globalen Wirtschaft abgekoppelt. Ebenso sind überall auf der Welt jene Bevölkerungsgruppen noch stärker an den Rand gedrängt worden, denen die nötige Kaufkraft fehlt, um als „big shopper“ am Marktgeschehen teilzuhaben.

Das Kapital setzt sich durch. Immer stärker beherrscht eine kleinere Zahl kapitalkräftiger Unternehmen die weltweiten Märkte, und dies gilt besonders für die zunehmend wichtiger gewordenen Finanzmärkte. Theoretisch mögen alle Marktteilnehmer die gleichen Möglichkeiten auf den Weltmärkten haben, tatsächlich setzen sich aber die kapitalkräftigsten Unternehmen durch. Darunter sind internationale Finanzunternehmen, die sich auf spekulative Geschäfte spezialisiert haben und zum Beispiel große Preisausschläge auf dem internationalen Kaffeemarkt und anderen Rohstoffmärkten auslösen. Diese Unternehmen „wetten“ etwa auf sinkende Preise für Rohkaffee und lösen damit einen Preissturz aus, der verheerende Wirkungen auf



Weltweit sind Unternehmen aus den Industrieländern mit ihren Marken präsent.

die Kleinbauernfamilien hat. Mehr über die konkreten Folgen solcher Spekulationsgeschäfte können deutsche Partnerschaftsgruppen im Austausch mit ihren Partnern im Süden der Welt erfahren.

In den 1970er-Jahren beklagten fast ausschließlich die Regierungen wirtschaftlich armer Länder, dass sie in eine zunehmende Abhängigkeit internationaler Konzerne und besonders Banken gerieten. Inzwischen erleben auch Länder wie Griechenland, Spanien und Italien, was es bedeutet, wenn Finanzspekulant*innen auf ihre baldige Zahlungsunfähigkeit setzen und so Prozesse auslösen, die die Zinssätze dramatisch ansteigen lassen, zu denen diese Länder neue Kredite aufnehmen können.

Erst analysieren, dann handeln. Seit einigen Jahren wächst international die Sorge darüber, welche negativen Auswirkungen die wirtschaftliche Globalisierung in aller Welt und besonders für viele Arme im Süden hat. In den vergangenen Jahren ist auch in Partnerschaftsbeziehungen das Bewusstsein dafür gewachsen, dass Menschen und ganze Länder im Norden und Süden der Welt von den negativen Folgen der Globalisierung betroffen sind. Dabei sollten wir nicht vorschnell davon ausgehen, „wir“ seien alle in gleicher Weise die Opfer solcher Prozesse. Die Gefahr ist groß, auf diese Weise die komplexen Zusammenhänge heutiger Ökonomien und Gesellschaften aus dem Blick zu verlieren. Umgekehrt hilft es auch nicht weiter, in solchen Gesprächen immer wieder zu betonen, „alles ist viel komplizierter“, und damit jedes gemeinsame Engagement zu be- oder verhindern.

Es gibt für Partnerschaftsgruppen keinen Ersatz für fundierte Analysen, aber auch nicht dafür, aufgrund solcher Analysen dann zu entschiedenem und konkretem gemeinsamen Engagement der Partner zu gelangen. Die Globalisierungsprozesse haben die Welt nicht nur komplizierter gemacht, sondern die kritische Auseinandersetzung mit diesen Prozessen eröffnet auch viele Möglichkeiten des gemeinsamen Engagements für eine andere Welt.

Die Globalisierung wirkt auf vielfältige Weise auf Partnerschaften und ihre Beteiligten ein. Partnerschaften von Kirchengemeinden in weit voneinander entfernten Teilen der Welt werden durch neue globale Verkehrs- und Telekommunikationsnetze erleichtert. Gleichzeitig erleben Partnerschaftsgruppen immer wieder, dass zwar Waren und Finanzen ungehindert alle Ländergrenzen überschreiten können, nicht aber Menschen. Schon häufiger haben Mitglieder von Partnerschaftsgruppen aus Afrika Schwierigkeiten gehabt, nach Deutschland zu reisen, weil ihnen Visa verweigert wurden. Die Abschottung gegenüber Migrant*innen und allen, die dazu werden könnten, ist eine der hässlichen Seiten einer Globalisierung, die angeblich allen Menschen Vorteile bringt.

Glaube kann Berge versetzen – und die Globalisierung verändern

Die vorherrschende Form der Globalisierung ist kein unabwendbares Schicksal, sondern es gibt für engagierte Gruppen und auch für Partnerschaften vielfältige Möglichkeiten, an der Verwirklichung einer anderen Globalisierung mitzuwirken. Christinnen und Christen können entdecken, welche klare Orientierung die Bibel für ein solches Engagement bietet. Dies gilt nicht zuletzt für die Texte des Neuen Testaments. Jesus und einige Jahrzehnte später die Verfasser der Evangelien lebten unter der Herrschaft der römischen Kaiser mit ihrem Allmachtsanspruch in allen Lebensbereichen. Bei näherer Betrachtung hatte die damalige „Globalisierung“ des römischen Weltreiches trotz mancher Unterschiede viel gemeinsam mit der heutigen Globalisierung, und die Texte des Neuen Testaments können auch gelesen werden als Auseinandersetzung mit einem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen System voller Unrecht.

Wie verändert die Globalisierung die Länder des Südens? Wer gewinnt, wer verliert?



Das Leben an den Verheißungen Gottes ausrichten. Jesu Botschaft der Liebe, der Geschwisterlichkeit, des Friedens und des Lebens hin auf das kommende Reich Gottes war ein klarer Gegenentwurf zum damaligen Status quo, den die Mächtigen gern als alternativlos darstellten. Dass schon in den Geburtsgeschichten Jesu dem als Gott verehrten Kaiser Augustus und seinem Vasallen Herodes ein armes Kind in einer Krippe gegenübergestellt wurde, ist Ausdruck des Glaubens an einen Gott, der die Mächtigen vom Thron stürzt, wie Maria im Lukasevangelium sang. Gemeinsam mit den Partnern im Süden der Welt lohnt es sich, in der Bibel zu entdecken, wie diese auf ein Leben hinführt, das sich nicht in ökonomischer Raffgier und sozialer Ausgrenzung erschöpft, sondern an den Verheißungen Gottes ausrichtet.

Gewarnt werden muss allerdings davor, sich der Bibel als „Steinbruch“ zu bedienen, sich also damit zu begnügen, einzelne Verse oder Geschichten zu suchen, die zur religiösen Bestätigung eigener Positionen geeignet scheinen. Eine ernsthafte Beschäftigung mit einem biblischen Text erfordert es, den Zusammenhang zu studieren, in dem er in der Bibel steht, und ebenso den sozialgeschichtlichen Kontext, in dem

*Straßenszene in San Francisco
de Marcoris in der
Dominikanischen Republik.*



er entstanden ist. Auch gilt es, den gesellschaftlichen Kontext näher zu betrachten, in dem wir heute diesen mehrere Jahrtausende alten Text lesen.

Wer sich hierauf einlässt, wird immer wieder überrascht sein, wie aktuell die biblische Botschaft in der heutigen Welt ist. Theologinnen und Theologen können ihr Fachwissen in diese Gespräche einbringen, ohne der Versuchung zu erliegen, als die „eigentlichen“ Fachleute aufzutreten. Gerade im Gespräch mit Christinnen und Christen aus anderen Teilen der Welt über biblische Texte im Rahmen von Partnerschaften können wir alle bereichert werden durch neue Perspektiven und Einsichten. Diese Form der Globalisierung kann tiefere Formen des Glaubens und der Gemeinschaft ermöglichen.

Eine Welt der wachsenden Kluft zwischen Arm und Reich

Wenn wir die Globalisierung mit einem von biblischen Verheißungen geschärften Blick betrachten, treten die negativen Auswirkungen auf die Armen und Marginalisierten der Welt noch deutlicher hervor. Das gilt auch dann, wenn wir uns der Einsicht nicht verschließen, dass es zahlreiche „Gewinner“ dieser Prozesse gibt, und dies selbst in Ländern des Südens. Dazu zählen besonders die wachsenden Mittel- und Oberschichten in sogenannten „Schwellenländern“. Das sind Länder wie China, Indien und Brasilien, die es geschafft haben, wachsende Anteile auf globalen Märkten zu erobern. Aber auch in Ländern mit einem geringen Zugang zu globalen Märkten wie Tansania oder Papua-Neuguinea haben kleine Bevölkerungsgruppen den Anschluss an globale Wirtschaftsprozesse und eine globale Lebensweise gewonnen. Auf der anderen Seite gibt es nicht nur in Entwicklungsländern, sondern auch in Industrieländern eine wachsende Zahl von Menschen, die in tiefer Armut leben und die nicht die geringste Chance haben, Teil der globalen Konsumwelt zu werden. Besonders in jenen Industrieländern, die mit Finanzierungskrisen von Banken und Regierungen konfrontiert sind, wächst die Zahl der Arbeitslosen und Verarmten sprunghaft. Es lässt sich sowohl in Entwicklungsländern als auch in Industrieländern eine wachsende Kluft zwischen ganz Reichen und ganz Armen beobachten. Gerade im Gespräch mit Partnern aus wirtschaftlich armen Ländern sollten wir allerdings im Blick behalten, dass Armut und Elend dort sehr viel weiter verbreitet sind und viel krassere Formen annehmen können als bei uns. Die zunehmende Verarmung größerer Bevölkerungsschichten hat also weltweit sehr ähnliche Ursachen, aber die Formen dieser Armut unterscheiden sich.

Armutsbekämpfung ist primär eine Aufgabe von Regierungen, es gibt aber auch zahllose Initiativen auf örtlicher Ebene, die mit konkreten Projekten die Lebenssituation von verarmten Menschen verbessern. Manche solcher Initiativen werden auch im Rahmen von Partnerschaften unterstützt. Darunter sind Vorhaben, die Einkommen und Beschäftigung schaffen. Hier gilt, was im Partnerschafts-Qualifizierungsprozess der Nordelbischen Kirche Vertreterinnen und Vertretern von Partnerschaftsgruppen in verschiedenen Teilen der Welt betont haben: Gemeinsame Projekte können ein Ergebnis einer jahrelangen vertrauensvollen Partnerschaftsarbeit sein, sie stehen aber weder am Anfang noch im Zentrum partnerschaftlicher Zusammenarbeit (siehe Kapitel „So gelingen Projekte“).

Wenn alles zur Ware gemacht wird

Sowohl im Süden der Welt als auch in den Industrieländern besteht im Rahmen der Globalisierung die Tendenz, alle Güter der Welt in Waren zu verwandeln, die ver- und gekauft werden. Ein Beispiel ist Trinkwasser, eine unverzichtbare Lebensgrundlage, die in den meisten Gesellschaften der Welt als gemeinsames Gut der Menschen angesehen wird, das allen zusteht und mit dem alle umsichtig und sorgsam umgehen müssen. Inzwischen gibt es aber sowohl in Städten bei uns als auch in Metropolen im Süden der Welt Bestrebungen, die Trinkwasserversorgung zu privatisieren. Angeblich sind private Betreiber effizienter als öffentliche Betriebe und bringen das Kapital für dringend benötigte Investitionen ein.

Tatsächlich ist allerdings in vielen Städten rund um den Globus diese Privatisierungspolitik gescheitert. Während die privaten Betreiber vor allem ein großes Interesse daran gezeigt haben, die Wasserpreise drastisch zu erhöhen, sind ihre Leistungen und ihre Investitionen oft bescheiden.

Die Privatisierung der Wasserversorgung in der tansanischen Großstadt Dar es Salaam, die auf Druck internationaler Finanzgeber wie der Weltbank erfolgte, verlief so desaströs, dass der Staat den privaten Betreibern im Mai 2005 fristlos kündigte und die Versorgung wieder einem öffentlichen Betrieb übertrug. Auch in Berlin führte der Verkauf der Hälfte der Anteile der Wasserbetriebe vor allem zu höheren Wasserpreisen. Im Juli 2012 kaufte der Berliner Senat deshalb die Anteile eines der beiden privaten Betreiber zurück und verhandelte mit dem zweiten Betreiber über einen solchen Rückkauf. Erfahrungen bei der Privatisierung öffentlicher Betriebe sind ein für alle lehrreiches Thema für Gespräche von Partnerschaftsgruppen aus unterschiedlichen Ländern, zum Beispiel auch aus England.

Dabei kann man auch zu einer kritischen Auseinandersetzung mit dem neoliberalen Credo gelangen, dass private Betreiber in jedem Fall besser arbeiten würden als öffentliche Betriebe und dass möglichst alle Lebensbereiche den Gesetzen von Angebot und Nachfrage unterworfen werden müssten. Diese Glaubensüberzeugung hatte großen Einfluss auf die Globalisierungsprozesse der vergangenen Jahre.

Der Griff nach landwirtschaftlichen Flächen. Die Folgen einer solchen Kommerzialisierung, Privatisierung und „Vermarktung“ aller Lebensbereiche sieht man mittlerweile in krasser Weise beim sogenannten „land grabbing“. Europäische, nordamerikanische und asiatische Konzerne haben sich vor allem in Afrika, Südostasien und Lateinamerika große Ackerflächen gesichert, um dort unter Einsatz moderner Agrartechnik große Monokulturen von Nahrungsmitteln oder Pflanzen für die Energiegewinnung aufzubauen.

Allein 2009 wurden Flächen von der Größe der Türkei an internationale Investoren vergeben. Die Regierungen der wirtschaftlich armen Länder schätzen die Zahlungen der Investoren (2009 circa 40 Milliarden Euro), von denen dann allerdings häufig ein beträchtlicher Teil in dunkle Kanäle fließt. Die bisher auf den verkauften Flächen arbeitenden Kleinbauernfamilien werden vertrieben. Sie besitzen oft „nur“ traditionelle Landrechte, die von den neuen Landbesitzern nicht anerkannt werden. So bleibt vielen vertriebenen Familien nur die Abwanderung in städtische Slumgebiete. Menschenrechts- und Entwicklungsorganisationen in den betroffenen Ländern und bei uns prangern diesen Ausverkauf von Land an. Hier gibt es gerade zwischen deutschen und afrikanischen Partnerschaftsgruppen ein weites Feld für exemplarisches ökumenisches Lernen und gemeinsames Engagement.

Von Afrika bis Zucker: Materialkoffer zum Globalen Lernen

In der „Bramfelder Laterne“ in Hamburg können Sie Materialkoffer und -taschen zum Globalen Lernen ausleihen. Sie enthalten alles, was Sie für ein Unterrichtsvorhaben oder ein Projekt brauchen: Lehr- und Lernbücher, Filme, Geschichten, Spiele, Musik-CDs, Plakate, Rezepte, Fotos, Informations- und Anschauungsmaterial. Die Koffer gibt es zu mehr als 30 Themen: von Afrika über Fußball, Kinderrechte und Klima bis Zucker. 24 Lernkoffer und -taschen werden in einer Broschüre vorgestellt, die Sie unter www.bramfelderlaterne.de herunterladen können.

Wenn Sie einen Lernkoffer ausleihen möchten und dazu Beratung wünschen, wenden Sie sich an das:

Infozentrum Globales Lernen / Bramfelder Laterne (Kirchenkreis Hamburg-Ost), Berner Chaussee 58, 22175 Hamburg, Telefon / Fax 040 / 641 50 23, www.bramfelderlaterne.de, info@bramfelderlaterne.de, Mo bis Fr 15 – 18 Uhr, Mi und Sa 10 – 13 Uhr

*Einige Lernkoffer können Sie auch beim **Kirchlichen Entwicklungsdienst im Zentrum für Mission und Ökumene** in Hamburg-Othmarschen entleihen: Fußball, Indien, Kakao, Klima, Orangensaft, Papua-Neuguinea, Regenwald, Textilproduktion, T-Shirt (Stand 2013).
Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg,
Ansprechpartnerin: Claudia Hug, Telefon 040 / 881 81 – 414, c.hug@nordkirche-weltweit.de*

Wenn der Klimawandel katastrophale Folgen hat

Ein solches Engagement ist auch bei anderen Problemen möglich, die direkt oder indirekt durch Globalisierungsprozesse verursacht oder verschärft werden. Ein wichtiges Beispiel sind die Folgen des Klimawandels. Die Produktions- und Konsumstrukturen in Industrieländern, die mit dem wirtschaftlichen Aufstieg dieser Länder verbunden waren und sind, tragen ganz entscheidend zum globalen Klimawandel bei. Die Folgen treffen die ganze Menschheit, aber besonders stark arme Länder im Süden der Welt. Industrieländer wie Deutschland haben zum Beispiel das Geld, um sich mit immer höheren Deichen gegen steigende Meeresspiegel und heftigere Sturmfluten zu schützen. Pazifische Inselstaaten wie Kiribati und bitterarme Länder wie Bangladesch hingegen müssen erleben, wie immer mehr Atolle im Meer versinken und dicht besiedelte flache Küstenregionen überflutet werden.

Allerdings: Auch reiche Industrieländer stoßen zunehmend an ihre Grenzen, mit Dürren, Überflutungen, steigenden Meeresspiegeln und den anderen Folgen des Klimawandels fertig zu werden. Viele Versicherungen und Industrieunternehmen in Europa haben dies erkannt und setzen sich deshalb für Maßnahmen zur Begrenzung der globalen Erwärmung ein. Das darf aber nicht zu der irrtümlichen Annahme führen, „die Wirtschaft“ würde sich für einen konsequenten Klimaschutz einsetzen. Beim Klimaschutz wird es darauf ankommen, dass sowohl die Regierungen bei den großen UN-Klimakonferenzen verbindliche und weitreichende Vereinbarungen treffen, als auch die Menschen vor Ort klimafreundliche Projekte verwirklichen wie zum Beispiel die Installation von Solaranlagen oder Maßnahmen zur Energieeinsparung. Auf diesem Gebiet eröffnen sich viele Möglichkeiten für den Erfahrungsaustausch und für gemeinsame Initiativen im Rahmen von Partnerschaften.

Die Last der Anpassung. Da auch bei raschen Klimaschutzmaßnahmen in allen Teilen der Welt eine weitere Erderwärmung kurzfristig nicht zu stoppen sein wird, wachsen in den nächsten Jahren die Aufgaben, die mit der Anpassung an die Folgen des Klimawandels verbunden sind. In Industrieländern wie Deutschland übernehmen vor allem staatliche Stellen solche Aufgaben, während in wirtschaftlich armen Ländern viele Aufgaben auf lokale Gemeinschaften zukommen. Vorhaben, die auch im Rahmen von Partnerschaften gemeinsam vorangebracht werden können, sind zum Beispiel kleine Mauern oder Dämme, die vor Überflutungen als Folge von vermehrten Extremwetterereignissen schützen. Ein gemeinsames Engagement im Rahmen von Partnerschaften kann also von Versuchen politischer Einflussnahme durch die Mitarbeit in Klimaschutzinitiativen bis zum Schleppen von Steinen für eine kleine Staumauer reichen.

Die Verteidigung der eigenen Kultur

Die Globalisierung ist gerade auf kulturellem Gebiet unübersehbar. Die gleichen Fernsehserien und Werbespots flimmern überall über die Bildschirme, die gleichen Musikstücke tönen aus den Radioapparaten, und die gleichen Jeansmarken werden angepriesen. Einheimische Kulturen gelten bei den Anhängerinnen und Anhängern dieser globalen Kulturprodukte oft als rückständig, wenn nicht gar als primitiv. Allerdings werden bei der steten Suche nach neuen Angeboten für das globale Kulturgeschäft auch die musikalischen und andere kulturelle Reichtümer wirtschaftlich armer Länder darauf durchsucht, was sich plündern und in globale Kulturangebote einfügen lässt. Vielerorts wehren sich Menschen gegen die Überfremdung durch eine „globale“ Kultur, die vor allem von großen Konzernen in den USA und in zweiter Linie in Europa und einigen asiatischen Ländern bestimmt wird. Eng mit der Verteidigung der eigenen Kultur und Identität verknüpft ist eine Rückkehr zu den eigenen religiösen Werten und Traditionen. Bei Begegnungen können Partnerschaftsgruppen aus verschiedenen Regionen der Welt exemplarisch erleben und vorleben, wie ein kultureller und religiöser Austausch aussieht, bei dem weder einer der Beteiligten dominiert noch kommerzielle Interessen verfolgt werden.

Der Weg der Verteidigung der eigenen Kultur und Religion ist mit Risiken verbunden. Besonders deutlich wird dies beim religiösen Fundamentalismus. Aber auch bei der Wiederbelebung der eigenen Kultur bestehen Gefahren, wenn zum Beispiel frauendiskriminierende und frauenfeindliche Traditionen verteidigt und zum Maßstab für heutiges Leben gemacht werden.

Gemeinsam nach kultureller Erneuerung suchen. Gespräche im Rahmen von Partnerschaften ermöglichen es, eigene kulturelle Traditionen und Vorstellungen in Beziehung zu setzen zu anderen Kulturen und zu reflektieren, welche Aspekte der eigenen Kultur kritisch befragt werden können und sollten. Ein solcher Austausch setzt ein gefestigtes Vertrauensverhältnis voraus und ebenso eine grundsätzliche Bereitschaft, die eigene Kultur auch kritisch zu betrachten. Die Werte des Evangeliums können ein Maßstab dafür sein, wie wir unsere eigene Kultur weiterentwickeln. Europäische Gesprächspartner können in solchen sensiblen Gesprächen vor allem zwei Fehler begehen: Sie idealisieren die Kultur der afrikanischen oder asiatischen Partner (oft gekoppelt mit pauschaler Kritik an der eigenen europäischen Kultur) oder sie sprechen einseitig jene Aspekte der anderen Kultur kritisch an, die den eigenen Vorstellungen von Emanzipation und individueller Freiheit widersprechen. Beide Ansätze verhindern einen Austausch, bei dem alle Beteiligten gemeinsam Suchende auf dem Weg zu einer kulturellen Erneuerung angesichts der Angriffe durch eine total kommerzialisierte „globale“ Kultur sind.

Auf dem Weg zu einer anderen Globalisierung

Die kulturelle Erneuerung ist ein entscheidender Schritt auf dem Weg, der vorherrschenden Globalisierung Alternativen entgegenzustellen. Angesichts der negativen Auswirkungen der gegenwärtigen Form der Globalisierung auf viele Millionen ohnehin benachteiligter und an den Rand gedrängter Menschen und angesichts der verheerenden ökologischen Folgen von ungebremster Produktion und hemmungslosem Konsum ist in den vergangenen zwei Jahrzehnten eine globalisierungskritische Bewegung entstanden, an der sich Menschen und Gruppen in allen Regionen der Welt beteiligen. Eine ihrer zentralen Botschaften lautet: Es gibt Alternativen zur bestehenden Globalisierung, und sie lassen sich durch gemeinsame Anstrengung verwirklichen.

Wochenmarkt im indischen Bundesstaat Orissa – das bedeutet immer auch Begegnung, Fest und Informationsbörse.

Partnerschaften sind Beispiele für eine grenzüberschreitende Zusammenarbeit, die nicht an kommerziellen Interessen orientiert ist, sondern an Werten wie Geschwisterlichkeit und Solidarität. Es gibt für Partnerschaften zahlreiche Möglichkeiten, daran mitzuwirken, dass Alternativen zur vorherrschenden Globalisierung entstehen



und mit Leben gefüllt werden. Ausgangspunkt ist der Austausch der Partner darüber, wie sich Globalisierungsprozesse in ihrer jeweiligen Region auswirken und welche Initiativen möglich sind. Daraus kann zum Beispiel eine Beteiligung am fairen Handel entstehen, der exemplarisch zeigt, dass Austausch möglich ist, der den Produzenten einen angemessenen Preis für ihre Erzeugnisse garantiert und sie zumindest partiell unabhängig von den Unwägbarkeiten internationaler Märkte macht, auf denen immer häufiger Spekulanten das Sagen haben.

Wie wollen wir wirtschaften? Alternativen zur bestehenden Globalisierung zu entwickeln, beinhaltet auch, neu darüber nachzudenken, wozu wir wirtschaften, wo die Grenzen des Wachstums sind und was Entwicklung heute bedeuten kann. Als vor einigen Jahrzehnten die „Entwicklungshilfe“ gestartet wurde, war man überzeugt, es gehe darum, in den Entwicklungsländern den Weg der Industrieländer rasch nachzumachen und gemeinsam nach einem hohen Wirtschaftswachstum auf der Welt zu streben. Als Anfang der 1990er-Jahre die verheerenden ökologischen Folgen dieses ungebremsten Wachstums immer deutlicher wurden, sprach man von „nachhaltigem Wachstum“. Der Begriff verbreitete sich rasch in allen Teilen der Welt, aber das änderte wenig an den umweltzerstörenden Produktions- und Konsumstrukturen. Seit einigen Jahren setzen sich die Vereinten Nationen für eine „grüne Wirtschaft“ und „grünes Wachstum“ ein. Damit das nicht auch wieder ein Slogan bleibt, sind grundlegende Veränderungen in der Art und Weise erforderlich, wie wir produzieren und mit unserer Mitwelt umgehen. Es gilt, Abschied zu nehmen vom Mythos, dass eine Globalisierung, die die Welt zum „Supermarkt“ macht, die globalen Probleme lösen kann. Partnerschaften können durch die Kritik der bestehenden Globalisierung und das Engagement für eine andere Globalisierung hierzu beitragen. Sie können dies in der Nachfolge Jesu tun, der angesichts des globalen Reiches der Römer das ganz andere Reich Gottes verkündet hat.

KONTAKT UND INFOS

frakupe@t-online.de

Der Journalist Frank Kürschner-Pelkmann arbeitete an der Dokumentation über den Partnerschafts-Qualifizierungsprozess der Nordelbischen Kirche mit und ist Verfasser einer Broschüre über die Geschichte des Kirchlichen Entwicklungsdienstes in Nordelbien.

Mehr Infos:

www.kuerschner-pelkmann.de



Ökumenisches Lernen

Von Pastorin **Dr. Uta André**e (Geschäftsführende Studienleiterin an der Missionsakademie an der Universität Hamburg) und Pastor **Dr. Michael Biehl** (Referatsleitung Grundsatz / Theologische Ausbildung im Evangelischen Missionswerk in Deutschland)

Wer sich darauf einlässt, Christinnen und Christen einer anderen Kirche oder einer anderen Kultur zu begegnen, erfährt viel über die anderen, aber auch über sich selbst. So werden Partnerschaften zum Ort ökumenischen Lernens. – Dieser Beitrag entfaltet den Begriff „Ökumene“, enthält eine „Kleine ökumenische Kirchenkunde“ und zeigt, dass ökumenischer Dialog auch Streitbar sein darf.



ÖKUMENISCHES LERNEN ist Lernen miteinander für das gemeinsame Leben in der einen Welt. Der christliche Glauben ist dabei die bewusst eingenommene Perspektive, in der die Welt im Licht des Evangeliums begriffen wird. Das Evangelium durch seine vielen kulturellen Prägungen hindurch wird zum gemeinsamen Bezugspunkt der Hoffnungen, die uns tragen, und der Kraft, den Bedrohungen des Lebens zu begegnen.

Partnerschaft ist eine Form, die Beziehungen zwischen Christen und Christinnen, Gemeinden und Kirchen an unterschiedlichen Orten in der einen Welt zu gestalten. Es heißt Partnerschaft und nicht Freundschaft, weil sich die Partner nicht nur im freien Spiel der Sympathie aufeinander beziehen, sondern für ihre Beziehungen einen verbindlichen Rahmen schaffen. Partner sind einander verpflichtet und stehen füreinander ein, auch wenn sie unverblümt und direkt miteinander umgehen oder sich streiten. Dieses Verständnis beinhaltet, dass eine Partnerschaft bewusst begonnen und ihre Gestaltung vereinbart wird, je nachdem, ob es sich um eine Partnerschaft zwischen Gemeinden handelt oder zwischen Akteuren in bestimmten Arbeitsfeldern (z. B. Jugendarbeit, Entwicklung, Musik) oder zwischen Werken von Kirchen (Missionswerke, Diakonie, Ausbildung etc.). Eine Partnerschaft kann daher auch beendet werden, wenn sich etwa die Umstände, in denen beide Partner leben, so geändert haben, dass andere Beziehungen wichtiger werden.

Glauben und Leben teilen. Ökumenisches Lernen in der Partnerschaft bezieht sich im engeren Sinne darauf, die Lebensumstände und die Gesellschaft, die Kultur, die Sprache, die Art zu denken und zu leben des jeweils anderen kennenzulernen. Dazu gehört, den Glauben von Geschwistern in einer anderen Kultur wahrzunehmen, zu verstehen und zum eigenen Glauben in Beziehung zu setzen. Partnerschaft erschöpft sich jedoch nicht in einem Austausch über den Glauben und das Leben, sondern regt die Suche danach an, wie beides geteilt werden kann, weil beides untrennbar zusammengehört. Die Frage „Was glaubst du?“ umfasst viele weitere Fragen: „Was glaubst du, brauchen Menschen zum Leben und was fehlt uns und was fehlt euch? Wie und wozu gibt euch euer Glaube Kraft? Was glaubst du, worunter Menschen bei euch leiden? Was glaubst du, wie Menschen gesund werden? Was glaubst du, bedeutet uns die Natur?“. Aus dem Dialog über die grundsätzlichen Fragen des Lebens und Glaubens und aus der geteilten Erfahrung bei Besuchen und Reisen geht keiner der Partner unverändert hervor. In der interkulturellen Begegnung verändert sich der Blick auf das eigene Leben. Manches wird infrage gestellt, manches lernt man ganz neu schätzen.

Insofern dient ökumenische Partnerschaft dem Leben auf der Erde, denn nur, wo Menschen sich infrage stellen lassen, immer wieder neu über das Leben nachdenken, Perspektiven verbinden und versuchen, das Fremde zu verstehen, können falsche Lebenskonzepte aufgedeckt und Lebensräume neu gestaltet werden. Leben steht hier ganz umfassend für soziale, politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche, religiöse und kulturelle Zusammenhänge, die den Alltag von Menschen an unterschiedlichen Orten bestimmen. Daher führt uns ökumenisches Lernen in der Partnerschaft nicht nur zu der Erkenntnis, dass im Zeitalter der Globalisierung das Leben bei uns und bei den Geschwistern miteinander verbunden oder gar voneinander abhängig ist. Es fordert die gemeinsame Suche danach, an welchen Punkten diese Einsicht den Lebensstil verändern muss, sowie danach, welche Kräfte das Leben hier und dort fördern oder beschädigen. In der Partnerschaft gerät das Leben in Bewegung.

Ökumene – ein vielfältiger Begriff

Die ganze bewohnte Erde – die Übersetzung von „Ökumene“ lässt schon ahnen, dass sich hinter diesem Begriff viel verbirgt. Tatsächlich drückt Ökumene nicht nur viel, sondern auch Vielfältiges aus. Manche sprechen von Ökumene, wenn sie den Dialog und die Begegnung der Religionen meinen. Manche denken bei Ökumene nur an die Beziehungen zwischen evangelischer und katholischer Kirche. Manchen geht es bei Ökumene um die Fragen der unterschiedlichen Lehren, die Christen im Laufe der Jahrhunderte entwickelt haben, manchen geht es vor allem um die interkulturelle Begegnung von Christen aus unterschiedlichen Ländern und Kulturkreisen.

In diesem Beitrag soll zwischen interreligiösem Dialog und Ökumene unterschieden werden, weil wir Partnern im interreligiösen Dialog nicht vorgeben können, dass sie ihr Verhältnis zu uns als Christen so sehen, wie wir unser Verhältnis als Christen untereinander verstehen. Der Dialog mit Angehörigen anderer Religionen wird daher hier nicht als Bestandteil der Ökumene verstanden, wohl aber als Aufgabe der Christinnen und Christen, die in ökumenischer Gemeinschaft leben.

Engagement in der Nachbarschaft ... Gemeinden bei uns erleben sehr unterschiedliche Beziehungen, die sie ökumenisch herausfordern. Einige sind vor allem engagiert in der Nachbarschaft zu den anderen christlichen Konfessionen am Ort. Dann geht es schnell um die Möglichkeit von Gemeinschaft (wie im Abendmahl oder in der Anerkennung der Taufe), den Frömmigkeitsstil (die Bedeutung von Heiligen etwa), moralische und sittliche Fragen oder die Möglichkeit einer gemeinsamen Mission (vgl. dazu die Charta Oecumenica > Infokasten auf Seite 35). Zu vielen Beziehungen gehört die Aufarbeitung der mitunter schmerzhaften Vergangenheit, die man teilt, oder der Trennung, die noch erlebt wird.



... und in der Ferne. Andere sind in die Partnerschaftsarbeit ihrer Landeskirche oder ihres Missionswerkes eingebunden und pflegen Beziehungen in die Ferne, in ein „Land des Südens“. Dann stehen oft Fragen nach Gerechtigkeit, Frieden, Menschenrechten und entwicklungspolitische Fragen nach Bildung, medizinischer Versorgung usw. im Vordergrund. Die Herausforderung ist, sich auch dann den theologischen und spirituellen Fragen zu stellen, die sehr schnell ins Spiel kommen. Seit einigen Jahren nehmen Gemeinden und Kirchen in Deutschland deutlicher wahr, dass Christinnen und Christen aus Asien, Afrika und Lateinamerika hierzulande vermehrt eigene Gemeinden gründen. Die Beziehung zu ihnen zu bestimmen und zu gestalten bedeutet eine doppelte Aufgabe: Einerseits bestehen oft bereits historische Beziehungen zu Kirchen in den Heimatländern dieser Christinnen und Christen, andererseits sind viele der neu begründeten Gemeinden oft von einer Theologie und Frömmigkeit geprägt, die sich deutlich von der in landeskirchlichen Gemeinden unterscheidet. Heute beginnt damit die interkulturelle Ökumene um die Ecke. Zu fragen ist: Wie verhält sie sich zur weltweiten Ökumene?

Ökumene hat also immer mindestens zwei Seiten: Das Gespräch über den Glauben und über das Leben und wie wir beides miteinander teilen können. Dazu tritt die Suche nach der Gemeinschaft vor Ort über Kirchengrenzen hinweg und die Gemeinschaft mit den fernen Geschwistern über kulturelle Grenzen hinweg, und wie wir beide Dialoge miteinander verbinden können.

Charta Oecumenica

Ein wichtiges Dokument ökumenischer Verständigung im europäischen Kontext ist die Charta Oecumenica. Sie wurde von Vertreterinnen und Vertretern der Europäischen Bischofskonferenzen (römisch-katholisch) und der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK – Zusammenschluss von evangelischen und freikirchlichen Kirchen, Orthodoxen, Anglikanern und Alt-Katholiken) erarbeitet und 2001 gemeinsam unterzeichnet. Viele Punkte der Charta Oecumenica sind inspirierend für jegliche ökumenische und interkulturelle Begegnung und Partnerschaft. Ein Gedanke sei hier exemplarisch aufgegriffen:

„Wir verpflichten uns, auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens gemeinsam zu handeln, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind und nicht Gründe des Glaubens oder größere Zweckmäßigkeit dem entgegenstehen; die Rechte von Minderheiten zu verteidigen und zu helfen, Missverständnisse und Vorurteile zwischen Mehrheits- und Minderheitskirchen in unseren Ländern abzubauen.“
Leitlinie 4, „Gemeinsam handeln“. Charta Oecumenica. Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa, Genf 2001.

Kleine ökumenische Kirchenkunde

Die verschiedenen Kirchen und Kirchenfamilien in Deutschland und weltweit werden auch als Konfessionen bezeichnet. Konfession heißt übersetzt Bekenntnis. Eine Kirche definiert sich meistens über die Lehre, auf die sie sich gründet, und das Glaubensbekenntnis, auf das sich diese Gemeinschaft von Christen verpflichtet weiß. In Deutschland haben die beiden großen Volkskirchen, die Römisch-katholische und die Evangelische Kirche, jeweils ca. 23 Millionen Mitglieder – regional in unterschiedlicher Gewichtung. Sie sind weitgehend nach dem sogenannten Parochialprinzip organisiert, sodass jede Hausnummer automatisch einer Kirchengemeinde zugeordnet ist. Die Römisch-katholische Kirche ist in 27 Bistümer (Diözesen) unterteilt. Insgesamt versteht sie sich weltweit als eine Kirche.

Landeskirchen. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) ist ein Dachverband der 20 evangelischen Landeskirchen, deren geografische Zuschnitte teils an Bundesländergrenzen, teils an alten Länder- und Herrschaftsgrenzen verlaufen. Jede Landeskirche versteht sich als eigenständige evangelische Kirche. Aufgrund der unterschiedlichen reformatorischen Traditionen in Deutschland (orientiert an Luther oder an Calvin) sind manche Landeskirchen lutherisch und andere reformiert geprägt. Wieder andere, die durch einen Vereinigungsprozess von lutherischer und calvinistischer Tradition gegangen sind, nennen sich unierte Kirchen.

Tipps für gemeinsame Andachten und Gottesdienste

1998 ist die Sinfonia Oecumenica erschienen – ein umfassendes Werk mit einer Sammlung von fast 100 Gottesdienstabläufen. Alle liturgischen Stücke sind hier in Englisch, Deutsch, Französisch und Spanisch nebeneinander abgedruckt.

2010 veröffentlichten ACK, KEK und ÖRK gemeinsam das Andachtsbuch „Laudate Omnes Gentes“, das Grundtexte christlicher Spiritualität in jeweils sechs unterschiedlichen Sprachen nebeneinander darstellt.

Das Internationale Ökumenische Liederbuch „Thuma Mina“ von 1995 enthält Lieder aus mehr als 70 Ländern, sie sind dem Kirchenjahr und bestimmten Anlässen zugeordnet. Jedes Lied ist in mehreren Sprachen abgedruckt.

Ein weiteres ökumenisches Liederbuch ist „Colours of Grace“. Es wurde 2006 von der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) herausgegeben und enthält traditionelle und moderne Kirchenlieder in 20 Sprachen.



Aufgrund dieser Zugehörigkeit der Landeskirchen zu einem bestimmten Bekenntnis (Konfession) haben sich neben dem Verband der EKD konfessionelle Bünde gebildet: bei den Lutheranern die VELKD (Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche in Deutschland), bei den Unierten die UEK (Union Evangelischer Kirchen in der Evangelischen Kirche in Deutschland).

Freikirchen. Weltweit betrachtet, ist der Fall der evangelischen Landeskirchen und deren besondere Organisation als Volkskirche die Ausnahme. Nur in Deutschland werden von den Landeskirchen die sogenannten Freikirchen unterschieden. Freikirche ist dabei ein Oberbegriff für Kirchen, deren Mitglieder nicht regional einer Kirche zugehören, sondern eher an einem bestimmten Bekenntnis orientiert sind. Darunter sind historisch-protestantische Freikirchen, die es auch in anderen Ländern gibt: beispielsweise die Baptisten, die in der Tradition der Täuferbewegung stehen, die schon zu Zeiten Luthers daran festhielt, dass man nicht unmündige Kinder taufen solle, sondern erwachsene Menschen, die ein eigenes Bekenntnis ablegen können. Bei uns heißen die baptistischen Gemeinden oft „Freie evangelische Gemeinde“. Die Methodisten beispielsweise gehen zurück auf den englischen Erweckungsprediger John Wesley aus dem 18. Jahrhundert, für den die gute Lebensführung der Christen im Vordergrund stand. Mennoniten beziehen sich u.a. auf Menno Simons und legen besonderen Wert auf ihre pazifistische Gesinnung.

Im Bund freier Evangelischer Gemeinden (FEG) sind sozial-missionarisch ausgerichtete Gemeinden zusammengeschlossen, die jüngerer Ursprungs sind und sich keiner bestimmten Konfession zuordnen lassen. Ein anderer Zusammenschluss ist der Bund freikirchlicher Pfingstgemeinden (BFP). Bei seinen Gemeinden steht die Gegenwart des Heiligen Geistes im Vordergrund, der sich traditionellerweise vor allem in prophetischer Rede und Zungenrede äußerte. Der Charakter von Pfingstgemeinden wird auch als charismatisch (von griechisch: Charisma – Geistesgaben) bezeichnet. Beide genannten freikirchlichen Bünde verstehen sich als missionarisch und stehen mit Gemeinden in anderen Ländern und Kulturen in vielfachen Beziehungen.

Orthodoxe, anglikanische und weitere Gemeinden. Schließlich gibt es in Deutschland viele Konfessionen und Gemeinden von Menschen anderer Sprache und Herkunft. Darunter sind orthodoxe Kirchen, die mit den Migrantinnen und Migranten aus osteuropäischen und nahöstlichen Ländern zu uns gekommen sind. Als Nationalkirchen tragen sie Namen wie Russisch-orthodoxe Kirche, Serbisch-orthodoxe Kirche, Griechisch-orthodoxe Kirche usw. Die Anglikanische Kirche ist von ihrem Ursprung her ebenfalls eine Nationalkirche, die zur Reformationszeit in England entstand und heute weltweit organisiert ist: sie heißt auch Episkopale Kirche.

Ein ökumenisches Glaubensbekenntnis

*Wir sind nicht allein;
Wir leben in Gottes Welt.
Wir glauben an Gott,
der die Welt geschaffen hat
und in ihr wirksam ist,
der in Jesus gekommen ist,
um zu versöhnen und neu
zu machen.
Wir vertrauen auf Gott,
der uns beruft, Kirche zu
sein, andere zu lieben und
ihnen zu dienen,
Gerechtigkeit zu suchen
und Bösem zu widerstehen,
Jesus zu verkündigen, den
Gekreuzigten und Aufer-
standenen, unsern Richter
und unsere Hoffnung.
Im Leben, im Tod und im
Leben nach dem Tod ist
Gott mit uns.
Wir sind nicht allein.
Dank sei Gott.*

Credo aus Graz, Konferenz
Europäischer Kirchen,
2. Europäische Ökumenische
Versammlung, Graz 1997

Letztlich haben fast alle Christen, die nach Deutschland gekommen sind, ihre eigenen Gemeinden gegründet. So gibt es zum Beispiel allein in Hamburg weit über 70 Gemeinden afrikanischer Herkunft, außerdem koreanische, brasilianische und indonesische Gemeinden und viele mehr. Oft steht im Vordergrund, aus welchem Land und welcher Kultur man stammt und welche Sprache gemeinsam ist.

Christentum weltweit. Dieser knappe Überblick kann nicht alle Gemeinschaften und Kirchen erwähnen. Wichtig ist: Alle genannten Kirchen und Gemeinschaften gibt es auch weltweit. International spielen Lutheraner, Reformierte und Unierte jedoch eine viel geringere Rolle als bei uns in Deutschland. Laut Statistik gehören weltweit 1,2 Milliarden Menschen der Römisch-katholischen Kirche an. Man geht von 500 Millionen Pfingstlern und Charismatikern aus, mit steigender Tendenz. Weitere 500 Millionen sind in anderen evangelischen Kirchen. Es handelt sich bei diesen Zahlen um Schätzungen, die allerdings zeigen: Heute lebt der weitaus größte Teil der Christenheit in Afrika, Asien und Lateinamerika.

Internationale Zusammenschlüsse. Viele Kirchenfamilien bzw. Konfessionen haben weltweite Zusammenschlüsse gegründet. Die Lutheraner sind vertreten im Lutherischen Weltbund (LWB), die Reformierten in der World Communion of Reformed Churches (WCRC). Die Methodisten sind im Weltrat Methodistischer Kirchen (WMC) organisiert. Die weltweite Anglikanische Kirche versteht sich nicht als Verbund von Kirchen, sondern – nach römischem Modell – als die eine Anglikanische Kirche in den verschiedenen Ländern.

Neben diesen Zusammenschlüssen konfessionsgleicher Kirchen gibt es die ökumenischen Zusammenschlüsse konfessionsverschiedener Kirchen. Auf Weltebene wurde 1948 der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) gegründet. Als Teil der weltweiten ökumenischen Bewegung umfasste er zunächst die historischen protestantischen Kirchen. 1961 traten die orthodoxen Kirchen hinzu. In den vergangenen Jahren bewarben sich immer mehr charismatische und pfingstliche Kirchen um die Mitgliedschaft, obwohl sie in ihrer Mehrheit skeptisch eingestellt sind gegenüber der Ökumene mit ihrem Anspruch, das wahre Evangelium nur in der Vielstimmigkeit der Konfessionen zu erkennen. Die Römisch-katholische Kirche hat beim ÖRK lediglich eine Beobachterrolle. Zusammenschlüsse konfessionsverschiedener Kirchen gibt es analog auf der Ebene der Kontinente: CLAI (Consejo Latinoamericano de Iglesias) für Lateinamerika, AACC (All African Council of Churches) für Afrika, PCC (Pacific Conference of Churches) für die Pazifikregion, KEK (Konferenz Europäischer Kirchen) usw. Für den europäischen Bereich hat außerdem die Leuenberger Kirchengemeinschaft (Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa – GEKE) eine besondere Bedeutung. Sie vereint vie-



le historisch protestantische Kirchen, die 1973 im schweizerischen Leuenberg eine intensive Kirchengemeinschaft mit gegenseitiger Zulassung zum Abendmahl und grundsätzlich möglichem Kanzeltausch vereinbart haben.

Schließlich gibt es auch auf nationaler Ebene in vielen Ländern ökumenische Zusammenschlüsse. Bei uns ist das die Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen (ACK), die Strukturen auf Bundesebene, auf landeskirchlicher und auf gemeindlicher Ebene ausgebildet hat. In der ACK wirkt auch die Römisch-katholische Kirche in Deutschland voll mit.

Ökumene zwischen Dialog und Partnerschaft

Partnerschaften entstehen in der Mehrzahl zwischen Kirchen des gleichen Bekenntnisses, zum Beispiel zwischen lutherischen Gemeinden in Deutschland und solchen in Papua-Neuguinea, Tansania oder Brasilien, und knüpfen damit an historisch gewachsene Beziehungen an. Während Ökumene auf der lokalen Ebene die Beziehung zwischen konfessionsverschiedenen Kirchen bezeichnet, kennzeichnet sie global eher die weltweite Christenheit und darin die Beziehung zu konfessionsgleichen Gemeinden in anderen Kulturen. Hier verbinden sich ökumenisches und interkulturelles Lernen. Wer etwa im Ausland einen Gottesdienst besucht, wird in in einer Kirche der eigenen Konfession am ehesten Elemente der gewohnten Frömmigkeit finden und mag in der Fremde das, was zu Hause fremd erscheint, plötzlich als heimlich empfinden. Wer sich für Gerechtigkeit engagiert, wird erfahren, dass Gerechtigkeit an unterschiedlichen Orten unterschiedlich umgesetzt wird.

Zentral beim ökumenischen Lernen in der Partnerschaft ist: All die aufgeführten Merkmale christlicher Kirchen, Konfessionen und Bewegungen – die sich aus unserer Perspektive historisch einbetten und scheinbar problemlos unterscheiden lassen – werden in anderen Kontinenten, Ländern und Kontexten möglicherweise anders gelebt, gefeiert und wahrgenommen.

Was glaubt ihr? Eine der spannenden und fruchtbaren Seiten von Ökumene ist daher: Wir müssen lernen, über uns selbst Auskunft zu geben. Man kann diese Herausforderung auf drei Ebenen begreifen: Unser ökumenischer Gast bzw. die Gemeinde, bei der wir zu Gast sind, möchte wissen:

1. Was glaubt ihr? Was ist das Fundament eures Glaubens? Wie legt ihr Gottes Wort aus?
2. Wie feiert ihr euren Glauben? Was verbindet euch als christliche Gemeinschaft? Welche Worte Gottes tragen euch durchs Leben?
3. Wie lebt ihr diesen Glauben? Welche Verpflichtungen sind damit für euch verbunden? Wie setzt ihr Gottes Wort im Leben um?

Diese drei Fragen betreffen die Theologie, die Frömmigkeit und die Moral bzw. Ethik. In der Ökumene sind längst nicht mehr nur Experten gefragt, sich diesen Fragen zu stellen. Wer sich auf das Wagnis einlässt, Christen einer anderen Gemeinde und Kirche zu begegnen, wird viel über den anderen, aber auch über sich selbst erfahren. Denn selbst theologische Fragen lassen sich in Ökumene und Partnerschaft nicht ohne Bezug zu dem beantworten, der sich diesen Themen stellt. Und auch die ganz persönliche Standortbestimmung in den unterschiedlichen Fragen wird immer vom jeweiligen ökumenischen Gegenüber abhängen.

Umstrittene Themen. Ökumenischer Dialog darf – oder vielmehr muss – auch streitbar sein. Wir wachsen nur miteinander und bereichern uns gegenseitig, wenn wir die Grenzen der Verständigung ausloten. Partnerschaft kann gerade der Rahmen sein, in dem über „heiße“ Themen gestritten wird. Auch wenn Partnerschaften oft eher die sozialetischen Themen bewegen, sind in der weltweiten Ökumene derzeit Fragen der Moral sehr umstritten: Darf ein Mensch, der ein sexuelles Verlangen zu gleichgeschlechtlichen Menschen empfindet, dieses ausleben? Darf es homosexuelle Liebe im Pfarrhaus geben? Darf eine Frau ihre Schwangerschaft abbrechen? Darf man eine zerrüttete Ehe beenden? Diese Fragen hängen zusammen mit dem Verständnis der Bibel: Können Bibelworte (z. B. zu Homosexualität) als historisch bedingt und deshalb nicht als das letzte Wort Gottes für alle Zeiten bewertet werden? Welche Rolle spielen die Bibel und das Wort Gottes im Leben der Beteiligten?

Gebet aus der Ökumene

*Gnädiger Gott, Schöpfer aller Dinge:
Wir bitten dich für die Aids-Kranken
und ihre Freunde und Verwandten,
für ihre Ärzte und die Aids-Forscher.
Wir bitten dich,
dass die soziale Ausgrenzung und der Tod
die Kraft, das Mitleid und den Glauben hervorbringen,
damit wir von unserer Furcht erlöst werden
und wir all jene unterstützen,
die in Schwierigkeiten sind.
Durch Christus, unsern Herrn.
Amen
Aus Kamerun*

*God of mercy and creator of everything:
We ask on behalf of all those
Who are victims of AIDS,
For their dear ones,
For all their doctors and researchers,
So that the suffering, exclusion and death
Will bring strength, compassion and faith,
So that we can be healed of fear
And be ready to give our help to those
Who are in this difficulty,
Through Christ our Lord.
Amen
From Cameroon
Aus: Werdet weise und verständig.
Gebete aus der Ökumene 6, EMW, Hamburg 2008.*



Aber auch sozialetische Fragen sind umstritten, wobei in Wirtschafts- und Gerechtigkeitsfragen die Trennlinien mitunter zwischen Kirchen auf der Südhälfte und denen der Nordhälfte verlaufen: Wie kann man Globalisierung gerecht gestalten, und welche Zumutungen bedeutet das für wen? Was ist von Christinnen und Christen gefordert angesichts des Klimawandels, und was heißt Klima- und Ressourcengerechtigkeit für Menschen an unterschiedlichen Orten? Besonders umstritten ist auch der Umgang mit anderen Religionen: Sollen wir versuchen, Juden zu Christus bekehren? Ist überhaupt unser Ziel, Menschen anderen Glaubens für den christlichen Glauben zu gewinnen – oder wollen wir nicht vielmehr ihre Art des Glaubens verstehen? Kann Gott selber sich in anderen Religionen offenbaren? Kann man gemeinsam mit Angehörigen anderer Religionen beten?

Viele unserer pluralistischen Ansichten in diesen Fragen sind für Menschen anderer Kulturen unverständlich, aber auch manche Christen in Deutschland, die sich ein sehr verbindliches und stark orientierendes Christentum wünschen bzw. vorstellen, können sie nur schwer nachvollziehen. Der Kontakt zu ihnen lohnt sich, weil das eigene christliche Profil sich daran schärft, aber auch manche Unverbindlichkeit der eigenen religiösen Tradition hinterfragt wird und ins Wanken gerät. Auch in dieser Hinsicht ist Ökumene ein echtes Abenteuer und Wagnis. Unserer Meinung nach ist es Gott selber, der solche Überraschungen für uns bereithält. Das eigene Christsein ökumenisch offen zu halten, schützt uns davor, Gott die Tür vor der Nase zuzuschlagen.

Gemeinschaft möglich machen. Partnerschaften bieten die Möglichkeit, auch wenn wir nicht in allen Fragen und Antworten übereinstimmen, verbindliche Gemeinschaft zu gestalten. Für das ökumenische Lernen bedeutet das, diese besondere Mischung zwischen Eigenem und Fremdem, zwischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden auszuhalten und auch geistlich zu bewältigen. Partnerschaft und Ökumene fordern und fördern. Ein Trend in der Ökumene scheint allerdings gegenwärtig zu sein, dass über die konfessionellen Unterschiede hinweg die Einstellung zu den beispielhaft genannten Fragen darüber entscheidet, ob Gemeinschaft überhaupt möglich wird. Wo das geschieht, drohen Partnerschaften beendet zu werden und damit die Chance, miteinander für die eine Welt zu lernen.

KONTAKT UND INFOS

*michael.biehl@emw-d.de,
uta.andree@
missionsakademie.de*

*www.missionsakademie.de
www.emw-d.de
www.oikoumene.org
(Ökumenischer Rat der
Kirchen)*



Interkulturelles Lernen

Von Pastor **Eberhard von der Heyde** (Stellvertretender Direktor und Bereichsleitung Ökumenische Beziehungen im Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit) und Pastor **Dr. Werner Kahl** (Studienleiter an der Missionsakademie an der Universität Hamburg)

Wahrnehmen, reflektieren und bereit sein, die eigene Haltung zu verändern – darum geht es im interkulturellen Lernen. Es ist mit dem ökumenischen Lernen eng verwoben. Hier folgen, nach einer kurzen Einführung, Beobachtungen aus der Partnerschaftsarbeit (Seite 44) und ein Beitrag über irritierende Begegnungen mit dem Christentum Afrikas (Seite 47).

Die eigene Haltung hinterfragen

EINFÜHRENDE GEDANKEN | Von Eberhard von der Heyde

Verstehen wir „Kultur“ in einem weiten Sinne als Bezeichnung für all das, was menschliches Schaffen hervorbringt – im Gegensatz zu „Natur“ –, dann können wir interkulturelle Begegnungen auch schon in unserer Nachbarschaft, ja in der eigenen Familie erleben. In der Begegnung mit fremden Menschen in fernen Ländern allerdings lassen sich die Herausforderungen, die aus einem Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen resultieren, kaum mehr übersehen. Dabei spielt die Nähe von ökumenischer, sprich auf religiöser Ebene verankerter Erfahrung und interkultureller Erfahrung eine verwirrende Rolle. Schon unsere Sprache zeigt auf, dass für uns „Kultur“ und „Kult“ aufs Engste miteinander verwandt sind.

Für die daraus resultierenden Spannungen sei ein Beispiel aus der Geschichte der Begegnung des Christentums mit der hinduistischen Welt skizziert. Für die Missionarinnen und Missionare in Indien spielte die Frage nach dem angemessenen Verständnis der Kastenordnung eine zentrale Rolle: Wenn die Kaste zu den hinduistischen Religionen gehöre, dann sei sie abzulehnen. Wenn sie aber zur indischen Kultur gehöre, müsse die Kastenordnung akzeptiert werden und auch die christliche Gemeinde müsse sich in diese kulturelle Errungenschaft und Eigenart fügen. Über die Einordnung des Kastenwesens als religiöses oder aber als kulturelles Gut haben sich Menschen verfeindet und Kirchen in Indien gespalten.

Stellen wir uns eine Person in der Fremde vor, die versucht zu verstehen, warum dort, wo sie sich gerade aufhält, die Dinge so gesehen und gehandhabt werden, wie sie es gerade erlebt. Und erlauben wir uns die Feststellung, dass als Instrumentarium für Wahrnehmung, Analyse und Interpretation nur das eigene Sensorium und Erfahrungsgerüst, nur der eigene Verstehenshorizont und die eigene Kultur zur Verfügung stehen. So kann kaum verwundern, dass das Ergebnis eigentlich nur die Verfremdung sein kann. Das hieße für die Ausgangssituation interkulturellen Lernens: Alle Beteiligten finden sich in Missverständnissen wieder, die nicht nur das Gegenüber undeutlich werden lassen, sondern auch die Wahrnehmung der eigenen Kultur und Rolle erschweren.

Genau dies ist aber die Grundsituation, in der Partnerschaftsarbeit geschieht und Menschen aufeinander zugehen. Die Beteiligten (Partnerschaftsgruppen, Delegierte, Gäste, ...) agieren und reagieren, wodurch – das erfordert die Interaktion in Begegnungen – solche (Miss-)Verstehensketten in Sekundenbruchteilen ablaufen

können. In dieser fast absurd anmutenden Konstellation beginnt, was als interkulturelles Lernen bezeichnet wird. Vielfältige Schulungsangebote thematisieren dies. Interkulturelles Lernen soll dazu führen, die Möglichkeit und Fähigkeit zur Selbstreflexion zu steigern, Fremdheit positiv wahrzunehmen und wertzuschätzen und darauf aufbauend Prozesse zur Verständigung zu gestalten und zu fördern. Zu diesem Zweck gibt es ein ständig wachsendes Angebot an Methoden- und Anleitungsliteratur. Neben dem wichtigen Anliegen, „Fettnäpfchen“ zu vermeiden, sich angemessen zu verhalten und das Fremde respektieren zu können, bleibt die große Herausforderung bestehen, unterschiedliche Perspektiven bewusst wahrzunehmen und bereit zu sein, die persönliche Haltung in der Begegnung und im Miteinander hinterfragen zu lassen und gegebenenfalls zu verändern.

Dabei ist durchaus mit Widerständen zu rechnen. Ein Lernbegriff allerdings, der davon ausgeht, dass Lernen den ganzen Menschen umfasst und auf Erweiterung des Bewusstseins und damit Veränderung des Menschen zielt, lädt uns immer wieder neu zur Auseinandersetzung mit den grundsätzlichen Fragen ein, vor die wir uns von interkulturellen Begegnungen stellen lassen.

Vertrauen ist die Grundlage

BEOBSACHTUNGEN AUS DER PARTNERSCHAFTSARBEIT | Von Eberhard von der Heyde

So sind sie, die Anderen. Wir hatten uns so viele grundsätzliche Gedanken für den Besuch gemacht – und dann geht alles ganz schnell. Die Gäste kommen am Flughafen an, ohne Jacke, in Sandalen. Da es kalt ist, geht es erst einmal zum Einkaufen. Für die Rückreise müssen schließlich auch noch zusätzliche Koffer besorgt und Übergepäck bezahlt werden.

Wie viel Zeit bräuchte es, um die Lernerfahrungen, die aus einer solchen Situation entstehen, auszutauschen und eingehend miteinander zu bearbeiten? Sollten Episoden wie diese an bestehende Erwartungen oder Vorurteile anknüpfen und sie bestätigen, werden sich diese Vorurteile gegen alle anderen Überlegungen und Konzepte verfestigen. Solch „positive Verstärkung“ bestehender Sichtweisen kann alle anderen Themen, die während des Besuches – auch noch! – diskutiert wurden, abschwächen, wenn nicht sogar vollständig überlagern.

Und dann bleibt es dabei: Die Einen versorgen gern, die Anderen haben nichts Passendes anzuziehen. Die Einen sind durch Überfluss, die Anderen durch Mangel gekennzeichnet.

Immer nur lächeln? Je intensiver der Wunsch besteht, die Anderen glücklich machen zu wollen, umso größer ist die Gefahr, aneinander vorbei zu handeln. Weil sie es ja so lieb meinen, freuen wir uns darüber. Und wir lächeln weiter und missverstehen uns weiter – der Partnerschaft zuliebe.

Der erste Weiße – Welch eine Erfahrung! Beim Besuch in einem indischen Dorf gibt es eine bewegende Begrüßung. Der Gast erfährt: „Du bist der erste weiße Besucher, der in unser Dorf gekommen ist. Das freut uns sehr. Wir fühlen uns geehrt.“ Der Gast bestätigt diese Äußerungen mit einem strahlenden Lächeln, und auch er fühlt – dies Erleben ist einzigartig. Er fühlt sich einzigartig.

Ist das nicht Grund genug für die Menschen im Dorf, die nächsten Besucher wieder mit den gleichen Worten zu empfangen? Das ist offensichtlich etwas, was sie geben können: Dass jemand etwas Besonderes erlebt, sich einzigartig fühlt.

Vorauselende Erfüllung. Aufmerksame Partnerinnen und Partner wollen die Vorstellungen und Hoffnungen der Anderen erspüren – und sie werden einiges in die Wege leiten, um diese Erwartungen zu erfüllen. Du willst helfen? Also: Wir haben nichts! Du kommst aus dem Land der Bildung? Also: Wir wissen nichts, gib uns deinen Rat! In solchen Zirkelschlüssen miteinander Lernerfahrungen zu machen, setzt Vertrauen voraus. Es braucht Vertrauen, sich voreinander über die eigenen Erwartungen Rechenschaft abzulegen und diese gemeinsam zu betrachten.

Pädagogik der Konfrontation¹. Was brauchen (wir) Menschen? Was sind meine Grundbedürfnisse? Fällt es ohnehin schon schwer zu benennen, was ich unbedingt zum Leben brauche, so ist es ein weiterer schwieriger Schritt, diese Bedürfnisse in Austausch mit Anderen zu bringen und argumentativ zu verhandeln. Wie verhält sich das Bedürfnis nach Freiheit oder privatem Rückzugsraum zum Bedürfnis nach Stromversorgung oder Gesundheitsfürsorge?

Die Christliche Initiative Internationales Lernen ist in einem Dialogprogramm zwischen Nord und Süd solchen Fragen nachgegangen. Indem Gruppen miteinander das Gespräch darüber gewagt haben, wurde deutlich, wie viel Energie es braucht, um zukunftsfähige Modelle der Verständigung zu suchen und die Muster des Rechts der Stärkeren und der Gewohnheit zu verlassen. Die Konfrontation mit den Anderen „bedeutet gleichzeitig, an Grenzen zu lernen, d.h. an den eigenen Wahrnehmungshorizonten wie auch an der Konfrontationslinie zwischen mir und dem anderen“ (a. a. O., S. 17). Lernen entlang solcher Konfrontationslinien der Interessen heißt, „in neue Erfahrungs- und Denkbereiche hineinzugehen, nämlich die des anderen, und damit den eigenen Horizont zu erweitern, allerdings nicht um ‚Wissen‘

¹ Die „Pädagogik der Konfrontation“ wird als Lernmodell entwickelt in: Christliche Initiative Internationales Lernen (Hg.), Ludger Weckel / Ute Wanning: Was brauchen (wir) Menschen? Nachhaltige Solidarität im internationalen Dialog, Frankfurt a. M. / London 2001.

zu akkumulieren und zu maximieren, sondern um komplexe Zusammenhänge menschlichen Zusammenlebens auf diesem Planeten zu verstehen“ (ebenda). Im Miteinander mit den Anderen ist die ganze Person gefordert. „Die Konfrontation fordert neues Denken und neues Handeln“ (a. a. O., S. 18).

Kann ich vertrauen? Lernen ereignet sich auf verschiedenen Ebenen. Die Ebenen sind miteinander verflochten. Die Basis für das Lernen-Wollen ist das Vertrauen-Können.

1. Die erste Orientierung geschieht durch Vertrauen. Die Qualität der Beziehung entscheidet, wie und was ich erfahre und lerne. Personen, zu denen ich ein besonders enges Verhältnis habe, werden für mich Gewährspersonen, sie geben Orientierung und Rat in einer neuen Situation. Von ihnen bekomme ich Unterstützung. Ihre Rückmeldungen mag ich annehmen.

2. Neue Erfahrungen regen an und erweitern das Spektrum. Ich entdecke neue Herausforderungen, Interessen und Möglichkeiten. Der Horizont weitet sich. Neue Wege eröffnen sich mir, Dinge in meinem Leben verändern sich. Das führt mich zu „Lehrerinnen“ und „Lehrern“, denen ich vertraue (s. o.) und weckt die Lust, mir neue Kenntnisse anzueignen (s. u.).

3. Die Energie ist da, Kenntnisse zu erwerben und besondere Fähigkeiten zu entwickeln. Ich lerne eine neue Sprache, erforsche Geschichte, Botanik, Geologie und Kultur ferner Länder. Selbst Projektmonitoring, Antragstellung und Buchhaltung können spannende Lernfelder werden.

KONTAKT UND INFOS

*e.v.d.heyde@
nordkirche-weltweit.de*

*www.nordkirche-
weltweit.de*

Storytelling – oder: Impulse von der Basis! Gegenseitiges Erzählen und Zuhören, die intensive Teilnahme an den Erfahrungen der Anderen öffnet Augen, Ohren und Verstand für neue Begegnungsebenen. Wichtig ist dabei ein feines Gespür für die Machtbalance in Beziehungen, für die Gestaltung von Begegnungsmöglichkeiten der Beteiligten als Gleichrangige, für Klarheit in den Verabredungen zu gemeinsamen Gesprächen/Vorhaben und – immer wieder – die Reflexion der eigenen Rolle und Verhaltensweisen in der Begegnung.

Was soll ich zu Hause, da kennt mich ja jeder! Lernen macht Spaß! Beim interkulturellen Lernen spielt die Faszination des Fremden, der Exotik und des vollständig Anderen eine verstärkende Rolle. Ich lasse mich auf etwas ein und nehme mich in anderem Kontext neu wahr. Begegnen mir dann die Menschen in dieser Umgebung auch noch freundlich und zuvorkommend, fällt es mir leichter, mich mit den Umständen anzufreunden. Interkulturelle Lernerfahrungen machen Aspekte von Lernprozessen bewusst, die auch in scheinbar vertrautem Umfeld wirken, wo sie ebenfalls manche Überraschung bereiten könnten.



Hexenglaube, Flüche und Jesus Power

BEGEGNUNGEN MIT DEM AFRIKANISCHEN CHRISTENTUM | Von Dr. Werner Kahl

Von Zungenrede bis Dämonenaustreibung: Begegnungen mit dem pfingstlich-charismatischen Christentum Afrikas können irritierend sein. Besucherinnen und Besucher aus Europa reagieren mit Faszination ebenso wie mit Verachtung. Diese Fallstudie geht den Irritationen nach und zeigt, wie wechselseitiges kulturelles Lernen möglich wird. Der Andere ist dann Spiegel, um die eigene kulturelle Prägung zu erkennen, und zugleich Fenster, das eine neue Sicht auf die Welt und das Evangelium eröffnet.

Phänomene der Fremdheit

Wer als evangelischer Christ aus Deutschland zum ersten Mal ins sub-saharische Afrika reist, wird wohl überrascht sein angesichts der Bedeutung von Religion im Allgemeinen und des Christentums im Besonderen. Davon zeugt die unübersehbare und unüberhörbare Präsenz des Religiösen in den Städten und Dörfern.

Ich möchte das am Beispiel Ghanas in West-Afrika beschreiben: Gottesdienste werden an vielen verschiedenen Orten gefeiert – in großen Kirchen, ehemaligen Kinohallen, unscheinbaren Gebäuden und Bretterbuden oder auf freien Plätzen –, gern bis tief in die Nacht. Läden tragen christliche Aufschriften wie *Only Jesus can do it Plumbing, Jesus Power Electricals* oder *Jesus never fails Hair Clinic*. Auf Mauern oder eingraviert in Plastikstühle finden sich traditionelle Gottessymbole. Riesige Plakatafeln und Banner werben für Evangelisationsveranstaltungen, die als *crusades* angekündigt werden mit der Aussicht auf so spontane wie radikale Lebensverbesserung. Und in Reisebussen mag ein Vorbeter den Passagieren vor der Abfahrt *travelling mercies* zusprechen. Besucht man Gottesdienste, sieht man sich früher oder später mit dem Phänomen der Zungenrede konfrontiert oder mit Versuchen, böse Geister aus Personen auszutreiben. Was hat all dies zu bedeuten, und wie ist es zu beurteilen?

Die beschriebenen Phänomene fallen Menschen aus einer anderen Kultur unmittelbar auf. Wer aus Deutschland kommt, repräsentiert eine deutlich anders ausgeformte Kultur mit ihren kirchlichen Traditionen. Unsere Selbstverständlichkeiten im Wahrnehmen und Gestalten von Welt und Beziehungen greifen in Afrika nicht – und umgekehrt. So ist etwa der Glaube an die Existenz und Wirksamkeit von bösen Geistern auch im Afrika der Moderne ungebrochen, ganz abgesehen von der Frage nach der Realität Gottes. In einem traditionellen Weisheitsspruch der *Akan*, einer Bevölkerungsgruppe in Ghana, heißt es: „Niemand muss einem Kind Gott zeigen“, also schon einem Kind erschließt sich die Existenz und Wirksamkeit Gottes.

Entsprechend bezeichneten Theologen wie John Mbiti aus Ostafrika und John Pobee aus Westafrika Spiritualität als wesentliche Konstante afrikanischen Selbstverständnisses. Ein Afrikaner ist demnach zutiefst gläubig – egal ob als Traditionalist, als Muslim oder als Christ. Sicher gibt es Ausnahmen, und die spirituelle Intensität mag unterschiedlich sein. Aber im Vergleich mit privatisierter Religiosität und einer stark zurückgehenden kirchlichen Bindung in Westeuropa wird die These von einer weitverbreiteten, tief gehenden, im öffentlichen Raum sichtbaren, gemeinschaftlich erlebten und kommunizierten Spiritualität in Afrika plausibel.

Insbesondere in Westafrika hat sich eine weitgehende Betonung der Geistbegabungen Bahn gebrochen. In diesen Prozess sind auch die Großkirchen einbezogen, die auf europäische Missionsbemühungen des 19. Jahrhunderts zurückgehen. Diese Entwicklung vollzieht sich mittlerweile auch in Ost- und in Zentralafrika sowie im südlichen Afrika. Das mit Geistbegabungen rechnende und pfingstlich gewendete Christentum vermag es, an die in afrikanisch-traditioneller Religiosität gründende Spiritualität vieler Afrikaner und Afrikanerinnen unmittelbar anzuknüpfen.

Zwischen Faszination und Verachtung

In der Begegnung mit den so geprägten Kirchen schwanken die Reaktionen von Besucherinnen und Besuchern aus Europa typischerweise zwischen Faszination und Verachtung. Man muss sich darauf einstellen, weder zu verstehen, was man sieht, noch in seinen Reaktionen verstanden zu werden. Das würde eine ziemlich umfangreiche Kenntnis von Weltwissen und Sprache des jeweiligen Gegenübers voraussetzen. Zur Verdeutlichung ein Beispiel: Bekennt ein Europäer in Ghana, dass er Atheist sei, so läuft er Gefahr, gehörig missverstanden zu werden. Interessante bis schlimmstenfalls gefährliche Reaktionen könnten die Folge sein, je nachdem wo man sich aufhält. Das Bekenntnis, nicht an die – jedem Kind einsichtige – Existenz Gottes zu glauben, wird mit ziemlicher Sicherheit als Indiz für Dämonenbesessenheit aufgefasst, was unter Umständen einen Austreibungsversuch nach sich zieht oder eine Hexenjagd ... In der Begegnung von Europäern mit Christen und Kirchen Afrikas stellen sich notwendigerweise erhebliche Verstörungen ein. Es bedarf des Vertrauens in die Integrität und die Erfahrung der Anderen in der für den Besucher fremden Welt, um angemessen verstehen zu lernen. Vor-Urteile sind billig. Sie sind eine Immunisierungsstrategie gegen eigene Veränderung und Selbstreflexion. Wie können verstörende Begegnungen zum Beispiel mit dem afrikanischen Christentum oder einem in Afrika verbreiteten, von Ahnen und Geistern geprägten Weltwissen zu Interesse und schließlich interkulturellen Lernerfahrungen führen?

Fallstudien

1. Beim Besuch einer neu-pfingstlichen Mega-Church in Ghana machten die Studierenden, die mich begleiteten, eine verwirrende Erfahrung: Wir sahen den Pastor entfernt auf einer Bühne, der sich – vorgeblich im Bund mit Gottes Wunderkraft – daran machte, einem Mann mit einem angeblich leicht verkürzten Bein zu zwei gleich langen Beinen zu verhelfen. Nachdem der Pastor den Bittsteller mit der rechten Handfläche an der Stirn berührt hatte, brach jener zusammen, wurde aber von Helfern gestützt und auf den Boden gelegt. Unter lautstarker Beschwörung des Namens Jesu – *in the powerful name of Jesus* – versuchte der Pastor anschließend, das kürzere Bein auf die Länge des gesunden Beins zu ziehen. Dann forderte er den Mann dazu auf, sich zu erheben und herumzurennen, was jener auch tat, und zwar unter den Halleluja-Rufen tausender Gottesdienstbesucher, die sich offenbar als Zeugen einer Wunderheilung wählten.

Wir Fremden hingegen sahen kein Wunder. Die Studierenden waren eher bestürzt. Sie deuteten die Reaktion der Einheimischen als Ausdruck von Massenhysterie, und der Pastor erschien ihnen als Scharlatan und als Agitator. Entsetzt verließen sie den Gottesdienst. Sie hielten es dort nicht mehr länger aus.

2. Afrikanisches Christentum ist heute auch in allen Städten Deutschlands zu erleben. Zurzeit gibt es allein in Hamburg etwa 80 sogenannte „afrikanische Migrationsgemeinden“. Sie sind in den vergangenen 20 Jahren entstanden. Die meisten dieser Kirchen sind neu-pfingstlich geprägt.

Mit Studierenden, die an einer regelmäßigen afrikanisch-deutschen Bibelstudien- gruppe teilnahmen, besuchte ich vor einiger Zeit an einem Mittwochabend eine dieser Migrationsgemeinden. Ihr Leiter und die Mitglieder stammen aus Westafrika, überwiegend aus Ghana. Als wir an dem Versammlungsraum – im Bürogebäude eines Industriezentrums – ankamen, erfuhren wir, dass anstelle der gemeinsamen Bibellektüre ein Gottesdienst stattfinden würde, weil ein Prediger aus Ghana ein- getroffen war.

Die Predigt wurde in der ghanaischen Sprache Twi gehalten und ins Englische übersetzt. Das Thema: Die auf spirituelle Attacken aus der Heimat zurückzuführende Erfahrung von Fehlschlägen im alltäglichen Leben und die Macht der Glaubenden, solche Probleme zu bewältigen. Die Predigt bezog sich auf Mt 18,18: „Wahrlich ich sage euch, was ihr auf Erden binden werdet, das wird im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erden lösen werdet, das wird im Himmel gelöst sein.“

Danach leitete der Prediger die etwa 30 Gottesdienstbesucher zum Gebet an. Von jedem wurde erwartet, vernehmlich um Jesu Intervention zu bitten, um die Anwesen- den vor spirituellen Pfeilen zu retten, die von Familienmitgliedern in Ghana ab- geschossen worden seien, und diese Pfeile auf die Absender zurückzulenken, um sie zu töten.² Die afrikanischen Gottesdienstbesucher beteiligten sich alle für etwa 15 Minuten an solchen Gebeten. Laut rufend rannten sie in dem Raum hin und her und schlugen dabei mit den Armen in die Luft, wie um ihre Feinde „im Namen Jesu“ niederzumachen. Danach erklärte der Gastprediger, die Teilnehmenden sollten sich auf Telefonanrufe aus der Heimat – schon in den nächsten Tagen – gefasst machen, in denen sie vom vorzeitigen Tod ihres Vaters, ihrer Mutter, eines Onkels oder einer Tante oder auch ihres Kindes erfahren würden. Damit war gemeint: Eine solche Person sei die „Hexe“, die das Unglück des Verwandten in Deutschland verursacht habe.

Der Glaube an die Wirkkraft der Hexerei ist Teil des alltäglichen Wissens bei der weit überwiegenden Mehrzahl der Menschen in und aus Westafrika, und zwar in allen Milieus und sozialen Schichten – wobei die Bereitschaft, eigenes Unglück der Aktivität einer „Hexe“ zuzuschreiben, unterschiedlich stark ausgeprägt ist.

² Es sei bemerkt, dass nur unter Absehung vom Kontext Mt 18, 18 als Beleg und Legitimation für spirituelle Gewalt benutzt werden kann. Im unmittelbaren Kontext geht es um Versöhnung.

Die angeführten Beispiele schildern extreme Phänomene, die allerdings in Afrika recht verbreitet sind. In den Großkirchen, die aus den europäischen Missionsbemühungen hervorgegangen sind und gemäßigt mit Geistbegabungen umgehen, werden diese Erscheinungen als Entgleisungen problematisiert. Dämonenaustreibung, Geistheilung und Zungenrede haben aber auch in diesen Kirchen Einzug gehalten.

Kommunalistisches Weltwissen gegenüber individueller Selbstverwirklichung

Das in Afrika verbreitete Wissen von Welt steht in einem fundamentalen Gegensatz zur Wirklichkeitswahrnehmung der meisten Menschen in Nordeuropa. Die spirituelle Interpretation des Lebens in Afrika gründet in traditionellen Vorstellungen von Wirklichkeit.

Die wichtigsten Grundsätze des dortigen Wirklichkeitsverständnisses seien benannt: Der Mensch lebt nicht, um sich etwa selbst zu verwirklichen; er weiß sich vielmehr in seinem Wirken auf größere Gemeinschaften bezogen und ihnen gegenüber verantwortlich, und zwar sowohl in seinen sozialen Beziehungen wie auch im Blick auf seine Geschichte. Der Mensch dort versteht sich im lateinischen Wortsinn als sub-iectus, d. h. untergeordnet. Er ist, weil er zu einer Großfamilie und einer Ethnie gehört. Verstorbene sind nicht einfach tot und „weg“, sondern sie existieren spirituell weiter. Ahnengeister achten auf die Lebensführung der Lebenden; sie geben Weisung und strafen bei Tabubrüchen. Die gesamte sichtbare Welt wird in weitere numinos-spirituelle Wirkfelder lebensschädigender böser versus lebensfördernder guter Geister eingebettet gedacht.

Insbesondere unter dem Einfluss des pfingstlich auf Geistbegabung ausgerichteten Christentums sind traditionelle Geister inklusive der Ahnen seit etwa einer Generation zunehmend dämonisiert worden. Jesus wird in der Bevölkerung vor allem als der starke Sieger – Christus victor – im Kampf gegen Dämonengeister verstanden, von dem gegenwärtig ganz konkret Rettung in allen möglichen Lebenslagen erwartet wird. Er gilt nicht als „Erster oder Urahne“; dieser Titel ist eine Erfindung von in Inkulturationstheologie im Westen unterwiesenen Theologen. „Befreiungstheologie“ im gegenwärtigen westafrikanischen Christentum ist somit im dortigen Sprachgebrauch Rettungs-Theologie, d. h. die allgemeine Lesart der Ereignisse ist befasst mit der Austreibung böser Geister, und zwar unter dem Interesse an Lebensgewinn. Aus dieser Perspektive wird die gesamte Bibel interpretiert. Insbesondere das Neue Testament erscheint dabei als Spiegel der eigenen Lebenswelt. Kirchliche Austreibungsveranstaltungen – nicht nur der Pfingstler, sondern auch

der katholischen und protestantischen Großkirchen – muten mitunter an wie Reinszenierungen frühchristlich überlieferter Dämonenaustreibungen.

Für den theologischen Fremdbeobachter aus der westlichen Moderne sind dies gemeinhin verstörende Phänomene. Als Nordeuropäer hat er oder sie gelernt, dass ein erfolgreiches Leben davon abhängt, das Schicksal selbst in die Hand zu nehmen. Im Allgemeinen wird hier auf einen Glauben an die reale Wirkung unsichtbarer Mächte mit Unverständnis herabgeschaut. Im westlichen Selbstverständnis kommt ein Mythos der individuellen Selbstverwirklichung, der die westliche Zivilisation seit der Aufklärung geprägt hat, kräftig zum Tragen.

Im Spiegel der Anderen

Modelle interkulturellen Lernens sind in den vergangenen Jahren gerne bemüht worden, um verschiedene christliche Traditionen zueinander produktiv in Beziehung zu setzen. Wie allerdings wechselseitiges kulturelles Lernen angesichts der notwendigen Kontextualität von Theologie, Kirche und Glauben zu realisieren sei – das wurde wenig bedacht. Zuweilen war das Anliegen eines solchen Lernens von dem romantischen Wunsch getragen, dass die Kirche im reichen Norden sich einseitig für Impulse aus den Kirchen des globalen Südens öffnen möge. Kirchen und Theologien in der Ferne dienten dabei gelegentlich als Projektionsflächen für Wunschvorstellungen, die in Defiziterfahrungen hinsichtlich der eigenen Tradition gründeten. Der Versuchung zu einer undifferenzierten Wahrnehmung der Anderen konnte nicht immer widerstanden werden. In der Distanz konnten die Anderen zu den wahren Hütern der christlichen Wahrheit verklärt werden. Dabei standen sie in der Gefahr, für Interessen im Norden vereinnahmt und letztlich nicht um ihrer selbst willen ernst genommen zu werden.

Ein Studium der mit der Kolonialzeit verwobenen Missionsgeschichte zeigt eindrücklich: Strategien theologischer Einbahnstraßen sind angesichts von kultureller Variabilität und der notwendigen Kontextualität des Evangeliums zum Scheitern verurteilt – abgesehen davon, dass sie aus theologischer und hermeneutischer Perspektive als höchst problematisch erscheinen: „(D)ie gleichzeitige Ungleichzeitigkeit gesellschaftlicher, religiöser, besonders christlicher Vorstellungs- und Erlebniswelten schiebt einem leichten Transfer von anderswo wichtig gewordenen Erfahrungen und schnellen Verständigungen einen Riegel vor.“³ Wie damals das Projekt eines paternalistischen theologischen Exports zu kritisieren war, ist heute umgekehrt ein oberflächlicher und unkritischer Import abzulehnen.

³ Theodor Ahrens, Zur Zukunft des Christentums. Abbrüche und Neuanfänge (Beiheft Interkulturelle Theologie. Zeitschrift für Missionswissenschaft 11), Frankfurt a. M. 2009, S. 75.

Ich möchte wechselseitiges kulturelles Lernen deshalb verstanden wissen im Sinne eines Dazulernens durch Kennenlernen vor Ort unter der Zielvorgabe des Erlernens von Strategien christlich angemessener Verhaltensweisen in der Gestaltung von Welt. Das schließt die Wertschätzung der jeweils Anderen in ihrem So-Sein mit ihren Traditionen, Ängsten und Anliegen ein. Eine solche Würdigung widerspricht der paternalistischen Versuchung des wohlmeinenden Besserwissens durch fremdkulturelle Besucher auf Zeit. Wechselseitig (!) ist aber einzufordern eine Offenheit für kritische Anfragen. Mitunter erkennen kulturelle Außenseiter problematische Konstellationen deutlicher als Beobachter von innen. In der interkulturellen Begegnung haben die jeweils Anderen die Funktion eines Spiegels, in dem ich mich mit meinen kulturellen Prägungen und den damit gegebenen Stärken und Schwächen, Vorlieben und blinden Flecken erkenne. Außerdem erscheinen sie als Fenster, durch das mir neue Möglichkeiten der Interpretation und Gestaltung von Welt, der Lektüre der Bibel und des Verständnisses von Evangelium eröffnet werden. Insgesamt geht es darum, gemeinsam zu erkunden, wie ein lebensförderliches Zusammenleben im *global village* befördert werden kann.

KONTAKT UND INFOS

[werner.kahl@](mailto:werner.kahl@missionsakademie.de)

missionsakademie.de

www.missionsakademie.de





Partnerschaftsformen

Ökumenische Partnerschaften sind so vielfältig wie die Menschen, die sie gestalten. Doch die Grundlagen sind gleich: Partnerschaften beruhen auf Gleichwertigkeit, brauchen zuverlässige Kommunikation und sind der Gerechtigkeitsökumene verpflichtet. Nach einem analytischen Blick auf die Formen stellen sich neun Partnerschaften in der Nordkirche vor (ab Seite 58). Abschließend gehen wir auf Partnerschaften als soziale Bewegung ein (Seite 76).



Was Partnerschaften gemeinsam ist

1. Eine Partnerschaft beruht auf Freiwilligkeit und Gleichwertigkeit. Sie bietet die Chance zum gemeinsamen Lernen im Austausch und sollte nicht auf „Helfen“ ausgerichtet sein. Eine Partnerschaft unterscheidet sich in ihren Motiven und Handlungsfeldern von anderen Beziehungsformen (z. B. Patenschaften).
2. Zentrale Elemente einer Partnerschaft sind regelmäßige Begegnungen und zuverlässige Kommunikationsstrukturen. Durch Begegnung erleben wir die eigene wie auch die fremde Wirklichkeit in neuer Art und Weise. Kommunikation stärkt auf beiden Seiten die interkulturelle Kompetenz und damit das wechselseitige Verständnis.
3. Partnerschaften gestalten gemeinsames Leben in einer globalisierten Welt und sind der Gerechtigkeitsökumene verpflichtet. Anstelle von Konkurrenz und Desinteresse treten Gemeinschaft und Empathie.

Von **Jürgen Reißner**
(Weitblick – Arbeitsstelle für Partnerschaft, Ökumene und Politische Bildung im Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein) und Pastor **Klaus-Michael Täger**
(Infozentrum für Globales Lernen an der Bramfelder Laterne im Kirchenkreis Hamburg-Ost)

Welche Form passt

Die Form einer Partnerschaft wird durch Ziele, Inhalte, beteiligte Gruppen und Methoden bestimmt.

Ziele. Ziele und Absichten der Partner müssen transparent sein. Nicht genannte Ziele können schnell zu Missverständnissen und Konflikten führen. Sich über Ziele auszutauschen und einen Konsens zu erzielen, stellt nicht nur hohe Ansprüche an die Selbstreflexion der Partner, sondern fordert ebenso Sensibilität gegenüber der anderen Kultur und ihren Eigenheiten. Nur so können aber auf Dauer Schwächen kompensiert und gemeinsame Stärken entwickelt werden. Die Ziele sind an Verteilungsgerechtigkeit in einer besseren Zukunft orientiert.

Am Beispiel der Handelspartnerschaft auf S. 70: Das Ziel ist gerechter Handel.

Inhalte. Kirchliche Partnerschaften sollten sich an der gemeinsamen Verantwortung für die eine Welt orientieren und eine Auseinandersetzung über Glaubensfragen zulassen. Die Partner einigen sich auf Themen, deren Bearbeitung für alle Beteiligten bedeutsam ist. Dabei stärken die unterschiedlichen Perspektiven die Entwicklung von interkultureller Kompetenz. Die Themen sollten nicht nur im Austausch mit den Partnern vorkommen, sondern auf beiden Seiten auch in den Alltag wirken.

Am Beispiel der Handelspartnerschaft auf S. 70: Der Inhalt ist Kakao.

Beteiligte Gruppen. Hier geht es um die Merkmale der Menschen, die an der Partnerschaft beteiligt sind. Das können Gruppen sein, die ein bestimmtes Anliegen verfolgen (z. B. Armutsbekämpfung), einer Generation angehören (z. B. Jugendliche) oder eine Institution vertreten (z. B. Schule). Oft leitet sich die Bezeichnung der Partnerschaftsform von den Beteiligten ab, zum Beispiel: Schulpartnerschaft, Frauenbegegnung usw. Partnerschaften können durch Gruppen mit einem spezifischen Interesse selbst initiiert werden, oder bestehende Partnerschaften beziehen neue Beteiligte ein. Dabei darf es aber nicht zu einer Instrumentalisierung der betreffenden Menschen kommen.

Am Beispiel der Handelspartnerschaft auf S. 70: Die beteiligten Gruppen sind Kakao-bauern in der Dominikanischen Republik und Jugendliche in Deutschland.

Methoden. Mit Methoden wird die Partnerschaft gestaltet. Sie beziehen sich vor allem auf den Inhalt und die Beteiligten. Methoden müssen technische Bedingungen, pädagogische Anliegen und kulturell bedingtes Rezeptionsverhalten berücksichtigen – und sie können einem der Partner fremd sein. Wie bei den vorherigen Aspekten sollten die Partner auch Methoden gemeinsam auswählen und entwickeln. Das ist Teil des interkulturellen Lernens.

Am Beispiel der Handelspartnerschaft auf S. 70: Die Methode ist die Schülerfirma.





Berücksichtigen Sie diese vier Aspekte, wenn Sie – gemeinsam mit den Partnern – die Partnerschaftsform beschreiben. Reflektieren Sie dabei Schwächen und Stärken der Beteiligten. Eine strukturierte Beschreibung hilft auch bei der gemeinsamen Evaluation von Projekten wie der Partnerschaft insgesamt. Jede Partnerschaftsform sollte interkulturelle Kompetenz fördern. Bedenken Sie bei der Wahl der Form, dass Partnerschaft nicht nur in der Begegnung stattfindet, sondern darüber hinaus auch den Alltag der Beteiligten verändern soll. Die im Folgenden beschriebenen Partnerschaftsformen sind Beispiele. Sie sollen als Anregung dienen, sind aber nicht unmittelbar übertragbar und müssen jeweils angepasst und weiterentwickelt werden.

KONTAKT UND INFOS

juergen.reissner@kirchenkreis-hhsh.de,
k.taeger@kirche-hamburg-ost.de



Dominikanische Republik: Kakaobauern bei einer Fair-Trade-Schulung durch die Kooperative COOPRO-AGRO. – Wenn die Wege durch Regenfälle nicht mehr befahrbar sind, werden die Kakaosäcke auf dem Rücken transportiert.

Im Glauben verbunden

Seit zwei Jahrzehnten besteht die Partnerschaft zwischen der Luther-Melanchthon-Gemeinde in Lübeck und der Angaza Lutheran Parish in Igoma (Tansania). Zahlreiche Besuche – in beiden Richtungen – gehören dazu.

Von **Werner Fricke**
(Kirchengemeinde
Luther-Melanchton zu
Lübeck)

Begonnen hat alles mit „Mama Matemba“. Sie war vor langer Zeit im Rahmen ihrer Ausbildung zur Erzieherin von Tansania nach Deutschland gekommen und hatte im Kindergarten der Luther-Melanchthon-Gemeinde ein Praktikum absolviert. Danach stand sie viele Jahre lang mit der Gemeindepastorin in Briefkontakt, bis sie 1992 eine offizielle Partnerschaft mit ihrer Kirchengemeinde, der Angaza Lutheran Parish in Igoma bei Mwanza am Victoriasee, vorschlug.

In lebhaften Diskussionen kristallisierte sich heraus: Es sollte eine Partnerschaft mit vielen gegenseitigen Besuchen werden. „Einander kennen- und verstehen lernen“, hieß die Devise. Und das auf der Grundlage des gemeinsamen christlichen Glaubens: „Im Glauben verbunden“. Und so hat es in den letzten 20 Jahren viele Besuche hier und dort gegeben. Einige Projekte sind hinzugekommen: Kirchbauten, Brunnen, ein Schulgeldfonds, Solarlampen für Privathäuser in Igoma, ein Geburtsvorbereitungsprogramm.

Auch wenn der Austausch über Glaubensfragen leider immer wieder zu kurz kommt, wäre die Partnerschaft ohne das Fundament des christlichen Glaubens nicht denkbar. Und auch nicht ohne die Menschen, die sich zum Teil seit vielen Jahren in der jeweiligen „Partnerschaftsgruppe“ engagieren, die Partnerschaft in ihr Herz geschlossen haben und dadurch das Gemeindeleben bereichern.

So kann eine solche Partnerschaft den Beteiligten tatsächlich helfen, „über den Tellerrand“ zu schauen. Die großen Probleme, die die Globalisierung mit sich bringt, können wir nicht lösen, auch nicht die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in Tansania grundlegend ändern. Und die Partner aus Tansania können nicht bei uns missionieren und Menschen für den Glauben zurückgewinnen. Aber immer wieder können wir Zeichen setzen, dass wir alle in einem Boot sitzen und dass wir bei allen Unterschieden vor Gott gleich sind.

KONTAKT UND INFOS

wefrilue@web.de
www.partnerschaft-igoma-luebeck.de



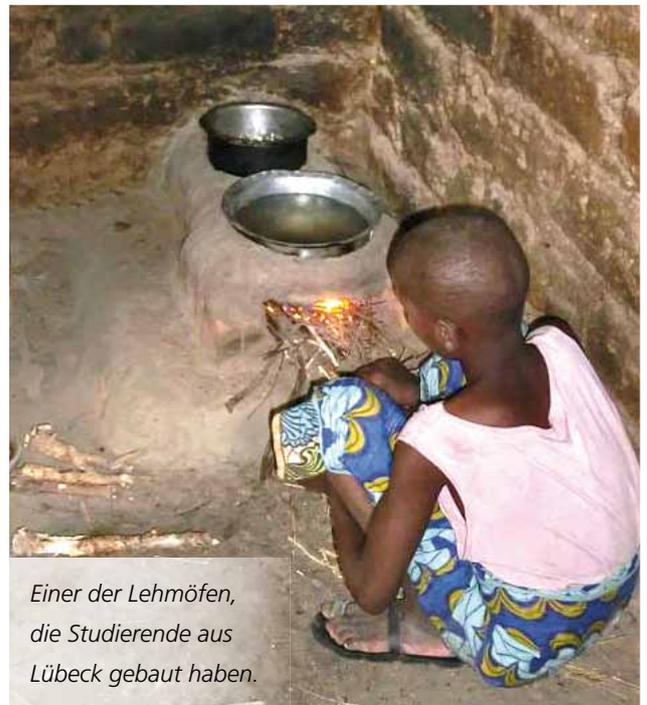
Spektakuläre Höhen oder Tiefen hat es in den 20 Jahren unserer Partnerschaft nicht gegeben. Aber immer wieder kleine Höhepunkte: Wenn Frauen aus Igoma und Lübeck gemeinsam kochen und dabei das Lachen kein Ende nehmen will. Wenn ein Kind, das ohne den Schulgeldfonds nicht zur Schule gehen könnte, stolz sein Heft mit der guten Note zeigt. Oder wenn wir beim Zoll ein Paket mit vielen Briefen und Bildern aus Igoma abholen können.

Uns und wohl auch den Menschen in Igoma hat die Partnerschaft viel gegeben. Und vielleicht gelingt es uns noch, dem Wunsch unserer Partner nachzukommen und künftig mehr junge Menschen einzubeziehen.

*In Lübeck abgerissen,
in Tansania (symbolisch)
wieder aufgebaut:
die „Melanchthon-Kirche“
in Ikengele.*



Pröpstin Petra Kallies, Bischof Andrew Gulle und Pastor Thorsten Rose (li.) bei der Einweihung der neuen Kirche in der Missionsgemeinde Ikengele 2011.



Einer der Lehmöfen, die Studierende aus Lübeck gebaut haben.

Früchte einer Partnerschaft

Projekte, eingebettet in eine aktive Partnerschaft, fördern das ökumenische Lernen. Ein Beispiel ist die Meierei, die mit Unterstützung der Tansania-Gruppe der Kirchengemeinde Heikendorf in Ostafrika in Betrieb ging.

Von **Birgitta Henrich**
(Tansania-Gruppe,
Kirchengemeinde
Heikendorf)

Ohne Begegnungen, verbindliche Beziehungen, rege Kommunikation, Geduld, Enthusiasmus und ein wenig Gottvertrauen ist ein Gelingen von Projekten nicht möglich. Loveland Makundi, der Geschäftsführer des Kirchenkreises Ost-Kilimanjaro der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT), hat es so ausgedrückt: „Projekte sind die Früchte einer Partnerschaft, und die Kommunikation ist das Lebensblut.“ Die Partnerschaft zwischen den evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden in Heikendorf und Mrimbo, Tansania, besteht seit 1985. Und sie hat im Laufe der Zeit viele Früchte getragen.

Als Beispiel dafür möchten wir die Meierei in Kondiki näher beschreiben. Die Idee dazu entstand 2004 – aus der Unzufriedenheit mit dem niedrigen und schwankenden Weltmarktpreis für Kaffee, wegen der vielen Erkrankungen durch kontaminierte Milch und aus der Erkenntnis, dass der Pro-Kopf-Verbrauch an Milch in Tansania weit unter der empfohlenen Menge der Weltgesundheitsorganisation (WHO) lag. Daraus entwickelten sich die Ziele des Projektes: ein gesichertes und stabiles Einkommen für möglichst viele Kleinbauern, die Bekämpfung von Krankheiten, zum Beispiel Salmonellen, und eine gesunde Ernährung, besonders für Kinder. Gemeinsam bestimmten wir einen geeigneten Ort und erstellten einen Kosten- und Bauplan.

Wir strebten eine Eigenbeteiligung unserer Partner von etwa 10 Prozent der Gesamtkosten an. Sie stellten das Grundstück, ehrenamtliche Arbeit und einen geringen Teil der Barmittel.

Nach Fertigstellung produzierte die Meierei aus der gelieferten Milch haltbare Sauermilch und verkaufte sie an Märkte und Schulen. 170 Kleinbauern schlossen sich der Meierei an, die sich sehr schnell selbst trug. 2010 begann eine umfangreiche Erweiterung mit Hilfe eines Rotary-Clubs in Neuseeland. Er half nicht nur finanziell, sondern auch mit Beratung zur Hygiene, zur Erhöhung der Milchmenge durch gutes Futter und zum Einkauf geeigneter Milchkühe. So entstand eine konstruktive trilaterale Partnerschaft.

KONTAKT UND INFOS

tansaniagruppe@
kirche-heikendorf.de,
Leitung: Jutta Briel, Wiebke
Heller, Birgitta Henrich
www.kirche-heikendorf.de



Die Meierei hat heute zehn Angestellte und 400 angeschlossene Kleinbauern, Tendenz steigend. Die Kleinbauern haben sich in einer Genossenschaft organisiert und besitzen 60 Prozent der Anteile, 40 Prozent hält die Kirchengemeinde in Kondiki. Zurzeit begleiten wir das Projekt beratend und geben punktuell finanzielle Unterstützung, etwa für einen Generator oder einen neuen Lieferwagen. Die Meierei ist ein nachhaltiges Wirtschaftsprjekt. Sie leistet einen wichtigen Beitrag zur Armutsbekämpfung und zur Verbesserung der Infrastruktur.



*Milchanlieferung:
Die Meierei im
tansanischen
Kondiki wurde 2010
erweitert.*

Brücke der Freundschaft

Der Kirchenkreis Schleswig-Flensburg pflegt Kontakte nach Estland. Sie begannen im „Umbruchjahr“ 1989.

Aus den Paten von einst sind Partner geworden, eine Brücke der Freundschaft überspannt die Ostsee.

Von **Aive Bruhn, Elisabeth Magnussen-Andresen, Detlef Flüh, Joachim Thieme-Hachmann, Dietrich Waack, Susanne Thiesen**
(Estlandpartnerschaftsausschuss des Kirchenkreises Schleswig-Flensburg)

1989 zerfiel die UdSSR, die „Singende Revolution“ veränderte Estland. Noch im selben Jahr nahm der Kirchenkreisvorstand in Angeln eine Anregung der nordelbischen Kirchenleitung auf, mit Saarte, dem estnischen „Kirchenkreis der Inseln“, eine Verbindung zu knüpfen.

Es begann mit einer Patenschaft, denn in den estnischen Gemeinden fehlte es an vielem. So wurden von Kappeln aus zum Beispiel Fahrräder und gebrauchte landwirtschaftliche Maschinen verschifft. Auch viele der alten Kirchen in Estland und die kleinen Gemeindesäle in den Pastoraten benötigten dringend eine Renovierung. 1994 starteten 20 Interessierte aus Angeln zu einer ersten größeren Begegnungsreise. Besonders die Angelter Bläser setzten sich seitdem ein: Alle zwei Jahre ging es nach Estland, durch Spenden finanzierte man die Renovierung des Gemeindehauses Jä-maja. Mit zahlreichen Besuchen des Lümanda-Frauenquartetts, des gemischten Chors Collecta und des Jugendorchesters Kuressaare stand die Kirchenmusik im Vordergrund. Parallel entstanden auch im Nachbar-Kirchenkreis Verbindungen nach Estland: 1993 besuchte eine Diakonie-Delegation mit Teilnehmenden der Domgemeinde Schleswig die Hafenstadt Pärnu, um besonders zur dortigen Elisabeth-Gemeinde Beziehungen aufzunehmen. Weitere Fahrten folgten, etwa von Kammerchor, Kinderchor und Sonntagsschulmitarbeitenden. Spenden wurden gesammelt, und es gab gemeinsame Fortbildungen des Jugendwerks.

Aus den Patenschaften wurden Partnerschaften – nach der Fusion der nordöstlichen Kirchenkreise befestigt durch Partnerschaftsausschüsse hüben und drüben. Die gemeinsame Erklärung Angeln-Saarte von 2006 war dafür eine Grundlage. Der „Söpruskond“ (Kreis der Freundinnen und Freunde) im Kirchenkreis Schleswig-Flensburg ist nunmehr ein Netzwerk von Estland-Interessierten. Sie beteiligen sich an Partnerschaftsgottesdiensten und Projekten und unterstützen besonders die Kinder-, Jugend- und Musikaarbeit.

KONTAKT UND INFOS

*Aive Bruhn,
aive59@hotmail.de,
www.kirchenkreis-
schleswig-flensburg.de*



Die Estlandreise 2011, an der Menschen aus dem gesamten neuen Kirchenkreis teilnahmen, orientierte sich an den Themen des Konziliaren Prozesses: Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung. Die Reise förderte ökumenisches und umweltbewusstes Lernen, ermöglichte den Austausch in den gewachsenen Themenfeldern Kirchenmusik und Gemeindeentwicklung und erschloss neue Felder, etwa die Kindergarten-Partnerschaft zwischen Kieholm und Lümada.

Unsere Estland-Partnerschaft zeichnet sich durch besonders gute zwischenmenschliche Kontakte aus. Das gegenseitige Vertrauen ist im Laufe der Jahre gewachsen. Auf ein generationenübergreifendes Miteinander wird Wert gelegt. Auf Ebene der Kirchengemeinden sollen – nach Maasholm/Gundelsby und Kärla – weitere Partnerschaften entstehen. Hilfreich ist, dass uns die lutherische Tradition verbindet. Gemeinsam suchen wir nach zeitgerechten Möglichkeiten, das Evangelium zu leben und weiterzugeben.



Bei der Estland-Reise 2011 fand ein Partnerschaftsgottesdienst in Kuressaare statt.



Das Lümada-Quartett aus Saarema beim Auftritt in Schleswig.

Weltweites Dreieck

Jugendliche aus Lettland, Tansania und Deutschland treffen in einem Sommercamp in Ostholstein zusammen.

Aus zwei bestehenden Partnerschaften ist damit eine neue Form für Austausch und Begegnung entstanden.

Von

Hans-Joachim Merker

(Pastor in Curau)

Der Kirchenkreis Ostholstein pflegt eine langjährige Partnerschaft zum Kirchenkreis Kuldīga in Lettland. Die Kirchengemeinde Curau (bei Bad Schwartau) ist seit 1989 freundschaftlich mit der Kirchengemeinde Kidope in Tansania verbunden. Das sind zwei stabile Partnerschaften, für die Besuche und gemeinsame Projekte wichtig sind. Und die Mitarbeitenden im Kirchenkreis und in der Kirchengemeinde stehen miteinander in Kontakt. Im Sommer 2010 war das Jugendcamp der Kirchenkreis-Partnerschaft zu Gast in Curau. Die lettische Delegation zeigte sich interessiert an der Curauer Partnerschaft mit der afrikanischen Kirchengemeinde – die Idee einer trilateralen Begegnung war geboren. 2011 gab es Vorbereitungsbesuche in Kuldīga (Lettland) und Kidope (Tansania). Der Plan für das Dreier-Treffen: Die Jugendlichen sollen sich über ihre unterschiedlichen Lebenserfahrungen und -welten austauschen, im Camp können sie einen kulturübergreifenden, gemeinsamen Lebensraum entwickeln. Workshops sind vorgesehen: Bibeltheater, Chormusik und Trommeln, Nähen und Tischlern, Brotbacken und Kochen, nachhaltige Landwirtschaft, Fairer Handel, Bäume pflanzen gegen die Klimakatastrophe, spirituelle Erfahrungen teilen. Außerdem sollen die Jugendlichen Politik im Bundestag und Wirtschaft im Hamburger Hafen erleben.

Im Juni 2012 treffen sechs junge Leute aus Tansania im Alter von 18 bis 25 Jahren ein, dazu drei Begleiterinnen und Begleiter. Die Tansanier kommen zwei Tage eher an und fahren drei Tage später ab als die lettische Gruppe. Sie müssen sich stärker

akklimatisieren – bisher haben sie ihre Dörfer kaum je verlassen. Aus Lettland reist eine 14-köpfige Gruppe an. Die acht deutschen Jugendlichen haben zum großen Teil Lettland-Erfahrung.

Die Teilnehmenden wohnen in Zelten. Um mobil zu sein, werden fünf Kleinbusse angemietet. Die Verpflegung liegt in Händen ehrenamtlicher Helferinnen und der Jugendlichen selbst, mit Unterstützung durch einen Catering-Service. Die Arbeit in der Kirchengemeinde läuft normal weiter. Die Jugendlichen erleben Beerdigungen und nehmen an Hochzeiten teil.

KONTAKT UND INFOS

kirche@curau.org

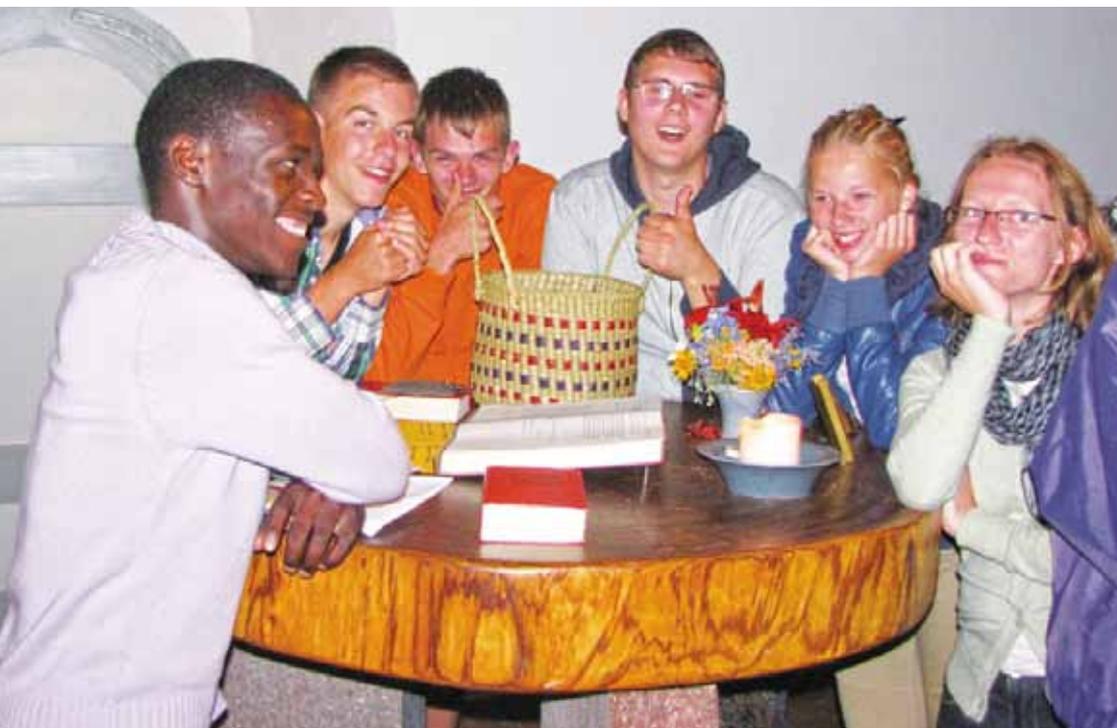
www.kidope.curau.org/

Jugendcamp.html



Die Stimmung in der Gruppe ist gut, obwohl es regnet und die Zelte die ganze Zeit über feucht bleiben. Am Abend im Gemeindehaus wird erzählt, was man in den Workshops erlebt hat. Und was bedeuten Sprachbarrieren, wenn man singen und spielen kann! Im Zentrum steht immer die Geschichte von Jesus und der Samaritanerin am Jakobsbrunnen, in der Jesus die kulturellen Grenzen zwischen Juden und Samaritanern sprengt (Johannes 4, 1-30). Zum Abschied sagen Teilnehmer: „Wir hätten nie gedacht, dass wir als Letten ein Lied aus Tansania in einem Internationalen Chor für ein deutsches Paar singen dürfen. Danke!“ Den Abschiedsgottesdienst feiert das Camp um den Jakobsbrunnen, den die Jugendlichen selbst gebaut und der Kirchengemeinde geschenkt haben.

Ein solches Camp ruft nach Wiederholung – vielleicht in Lettland?



Die jungen Erwachsenen beim Aushöhlen eines Stamms für den Jakobsbrunnen, beim Baumpflanzen, mit Produkten aus fairem Handel, und bei der gemeinsamen Rückschau auf den Tag.

Verschiedenheit und Respekt

Das Frauenwerk Lübeck-Lauenburg unterhält eine Partnerschaft zum bosnischen Frauennetz „Veliko srce“ (Großes Herz). Es umfasst rund 40 Organisationen in Bosnien und Herzegovina mit mehr als 4.000 Frauen.

Von **Dr. Hanna Bürger**,
Initiatorin der
Frauenpartnerschaft

Anfang der 1990er-Jahre, während des bosnischen Krieges, waren in unserer Region Flüchtlinge untergebracht. Wir knüpften damals Kontakte, die auch nach der Rückkehr der Flüchtlinge bestehen blieben. 1999 reiste ich erstmals nach Bosnien – und war schockiert über die Zustände nach dem Krieg. Die zurückgekehrten Familien konnten immer noch nicht in ihre Häuser, ihnen drohte die Obdachlosigkeit. Flüchtlingshilfe vor Ort gab es so gut wie gar nicht.

Ab 2001 vermittelte das evangelische Frauenwerk Aufbauprojekte in Bosnien und förderte mit einem kleinen Budget Begegnungen und Reisen. Zugleich ging auf bosnischer Seite die Vernetzung von Frauengruppen voran. Daraus ist die Partnerschaft zwischen dem Frauenwerk Lübeck-Lauenberg und dem bosnischen Netzwerk „Großes Herz“ entstanden. Es geht beiderseits darum, Frauen aus verschiedenen kulturellen, religiösen und sozialen Hintergründen zu ermutigen: Wir wollen alle Menschen in ihrer Verschiedenheit und die Schöpfung achten – als Gegenüber Gottes. Wir wollen soziale Fähigkeiten und Eigeninitiative fördern, außerdem Inklusion, Gewaltprävention und ökologisches Bewusstsein.

Eine Herausforderung für uns Christinnen ist: Einige der Partnerinnen sind nicht religiös, andere gehören nicht-christlichen Religionen an. Doch in den Begegnungen haben wir erfahren, dass sich Menschen nicht zuerst über die Religionszugehörigkeit definieren müssen. In der bosnischen Kriegsgeschichte war die religiös-ethnische

Zuschreibung eine Entscheidung über „gut“ oder „schlecht“, über Daseinsberechtigung oder nicht. Wir erlebten dies, als wir harmlos fragten: „Wer von euch ist denn Muslimin?“ Peinliches Schweigen – denn für die Bosnierinnen fragten wir nicht nach einem freiwilligen religiösen Bekenntnis, sondern weckten ein erlebtes Trauma.

Unsere Religiosität, die andere respektiert, ist für die Bosnierinnen ein positives Gegenbeispiel zu religiösen Zuschreibungen, die von Gewalt getragen sind. Auch dass Frauen in unserer Kirche selbstverständlich leitend tätig sind, sehen die Partnerinnen als Fortschritt.

KONTAKT UND INFOS

Dr. Hanna Bürger,
marmoram@t-online.de,
www.frauenwerk-luebeck-lauenburg.de



Für sie sind Offenheit für verschiedene Weltanschauungen und Gleichberechtigung der Geschlechter ein entscheidender Beitrag zum Frieden. Wir begegnen uns in gegenseitigen Besuchen, haben Brief-, Fax-, Telefon- und Internetkontakt. Wir vernetzen uns mit Dritten, beraten uns gegenseitig, beziehen Stellung zu Sachthemen und haben, meist finanziert durch Drittmittel, gemeinsame Projekte durchgeführt. Mitarbeit ist möglich im Arbeitskreis „Bosnien“ des Frauenwerks, der alle ein bis zwei Monate tagt, und aktuelle Vorhaben in der deutsch-bosnischen Beziehung bespricht.

*Alltag in Bosnien:
Mutter und Tochter
pulen getrocknete
Bohnen.*



Gradacac in Nordostbosnien ist Sitz des Frauennetzwerks.

2011 waren bosnische Frauen zu Besuch im Kirchenkreis Lübeck-Lauenburg.

Kinder lernen verstehen

1997 begann die Partnerschaft zwischen der Julianka-Grundschule in Heiligenstedten (bei Itzehoe) und der Leguruki Primary School im Norden Tansanias. Inzwischen beteiligten sich auf deutscher Seite auch ein Kindergarten, die Kirchengemeinde und weitere Schulen.

Von **Michael Herold**
(Initiator der
Schulpartnerschaft)

An der Leguruki Primary School gibt es die Klassenstufen 1 bis 7. Zurzeit unterrichten 9 Lehrerinnen und Lehrer etwa 350 Jungen und Mädchen. Das wichtigste Ziel der Partnerschaft: Wir wollen den Kindern in beiden Schulen vermitteln, wie man woanders lebt. Sie sollen dadurch Verständnis für andere Kulturen entwickeln und globale Zusammenhänge verstehen.

Die Idee einer Schulpartnerschaft hatte ich 1997, als ich Vater eines Erstklässlers an der Julianka-Schule war. Die Vermittlung zur Schule in Leguruki übernahm das damalige Nordelbische Missionszentrum.

Zum Austausch trugen in den vergangenen Jahren viele Briefe, Bilder und sonstige Schülerarbeiten bei sowie Projekte und Dia-Vorträge. Besuche mit Kindern sind in der Grundschule nicht möglich. Aber Erwachsene waren – in beiden Richtungen – schon mehrmals unterwegs. Der euphorische Empfang bei unserem Besuch in Tansania im Jahr 2000 gehört immer noch zu den Erlebnissen, die mich in dieser Partnerschaft am meisten berührt haben. Es folgten weitere Besuche (2004, 2007, 2008, 2009) und Gegenbesuche (2001, 2008, 2012).

Zu den Projekten, die umgesetzt wurden, zählt die Erneuerung der Dachstühle, Zwischendecken und Dächer aller Schulgebäude. Auch den Bau eines Lehrerwohnhauses haben wir unterstützt. Außerdem konnte die Schule für die Essensversorgung

der Kinder zwei Carmatec-Öfen anschaffen, die mit Tiermist befeuert werden; durch die Einsparung von 80 Prozent Brennholz werden die natürlichen Ressourcen in der Region geschützt.

Zur Finanzierung der Projekte haben Schüler, Schülerinnen und Eltern in Heiligenstedten durch Basare, Spenden und Sponsorenläufe viel beigetragen. Außerdem erhielten wir Spenden von Einzelpersonen und vom Kirchenkreis Münsterdorf.

KONTAKT UND INFOS

m.herold@wtal.de
www.julianka-schule.de



Wir wollen zeigen und vorleben, dass eine unterschiedliche Hautfarbe Menschen nicht trennen muss. Durch die Einbeziehung unserer Schüler und Schülerinnen setzen wir gemeinsam ein Zeichen gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus. Die Julianka-Schule unterstützt mit der Partnerschaft die UN-Dekade „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ und wurde 2011 von der UNESCO ausgezeichnet.

Der Kreis der Beteiligten ist inzwischen gewachsen: durch Kooperation mit der Wolfgang-Ratke-Grundschule Wilster (seit 2005), der Kirchengemeinde Heiligenstedten (seit 2009), dem Kindergarten Oldendorf (seit 2011) und dem Sophie-Scholl-Gymnasium in Itzehoe (2012). Auf tansanischer Seite werden ab 2013 die Secondary-School und die Dispensary in Leguruki in die Partnerschaft eingebunden.

*Afrikatag 2011:
Schülerinnen
und Schüler der
Julianka-Schule
führen in der Kirche
in Heiligenstedten
ein Musical auf.*



*Die renovierte
Primary-School in
Leguruki.*

*Begeisterung:
Schülerinnen und
Schüler vor dem neuen
Kindergartenhaus.*



Ein Gewinn für beide Seiten

Eine Schülerfirma in Altona unterhält eine Handelspartnerschaft mit Kakaobauern in der Dominikanischen Republik. Lernen und praktisches Tun lassen sich dabei erfolgreich verbinden.

Von **Myriam Sodjinou** (ehemals Schülerfirma „Fairchoc“) und **Jürgen Reißner** (Weitblick – Arbeitsstelle für Partnerschaft, Ökumene und Politische Bildung im Kirchenkreis Hamburg-West/Südholstein)

Myriam Sodjinou: Im Jahr 2003 gehörte ich zu den Schülerinnen und Schülern, die am Gymnasium Altona in Hamburg die Schülerfirma „Fairchoc“ gründeten. Wir waren sehr stolz auf die Handelspartnerschaft mit der Kakaokooperative CONACADO, die wir während unseres Besuchs bei den Kakaobauern in der Dominikanischen Republik im Jahr 2004 vereinbarten. Mit dem Kakao von CONACADO wurde der Schokoriegel der Schülerfirma produziert, den wir im selben Jahr auf den Markt brachten. Die Handelspartnerschaft hat heute noch Bestand, inzwischen allerdings mit der Kooperative COOPROAGRO, die sich 2007 aus einem Distrikt von CONACADO gründete. Im Zusammenhang mit der Handelspartnerschaft konnte ich Erfahrungen machen, die mich geprägt und nach dem Abitur auch die Wahl meines Studiums beeinflusst haben. Bei den Begegnungen mit unseren Partnern in der Karibik und in Deutschland haben wir viel über die Produktion von nachhaltigem Kakao und die Abhängigkeit von Produzenten vom Weltmarkt erfahren – sie sind das schwächste Glied in der Handelskette. Wir haben vor Ort gemeinsam mit den Partnern die unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen in beiden Ländern kennengelernt und die Bedeutung des Fairen Handels für Produzenten wie Konsumenten erkundet.

Das hat bei mir dazu geführt, meine europäische Definition von Armut und Reichtum kritisch zu hinterfragen. Mittlerweile bin ich davon überzeugt, dass verantwortliches Handeln in der eigenen Gesellschaft die wichtigste Voraussetzung für eine gerechtere globale Zukunft ist.

KONTAKT UND INFOS

juergen.reissner@kirchenkreis-hhsh.de
www.arbeitsstelle-weitblick.de

Jürgen Reißner: Mit dem Schülerfirmenprojekt im Fairen Handel will die Arbeitsstelle „Weitblick“ Jugendlichen Lernfelder eröffnen und Handlungsmöglichkeiten anbieten. Um diese möglichst nachhaltig zu gestalten, sollte nicht nur auf die zahlreichen Bildungsmaterialien und Produkte des Fairen Handels zurückgegriffen, sondern auch der direkte Kontakt zu den Produzenten ermöglicht werden.



Die Handelspartnerschaft zur Kooperative COOPRAGRO, deren Kakao in den von der Schülerfirma gehandelten Produkten enthalten ist, stellt eine unmittelbare Beziehung zwischen Produzenten und Konsumenten her. Während der Begegnungen in der Dominikanischen Republik und in Deutschland ist es immer sehr beeindruckend, wenn die Kakaobauern die Bedeutung ihres Produktes in unserer Gesellschaft erfahren und die Jugendlichen erkunden, wie viel Aufwand und Ressourcen nötig sind, um einen qualitativ hochwertigen Biokakao zu produzieren. Eine Handelspartnerschaft bietet nicht nur unterschiedliche Lernfelder, sondern mit einem gemeinsamen Produkt auch Handlungsmöglichkeiten, die für beide Seiten ein Gewinn sind.

Eine Delegation der Kakaokooperative im Süd-Nord-Kontor in Hamburg – mit Produkten aus „ihrem“ Kakao, 2010.



Der Regenbogen als Symbol

An elf Orten weltweit stehen bunte Spielgeräte in Form eines Regenbogens. Entstanden sind sie bei internationalen Jugendbegegnungen – als Zeichen der Hoffnung und der Überwindung von Unrecht. Über die Jahre ist eine thematische Partnerschaft mit vielen Beteiligten gewachsen.

Von **Rolf Martin**
(Pastor im Kirchenkreis
Hamburg-Ost)

Pastoren aus Ost- und aus Westdeutschland hatten die Idee: Sie wollten ein „Internationales Jugend-Begegnungs-Workcamp“ auf den Weg bringen, und zwar zwischen Ost und West in Deutschland und Weiß und Schwarz in Südafrika. Das war 1998; in beiden Ländern stellte sich nach der jeweiligen „Wende“ allmählich Normalität ein, und es war deutlich, dass nicht die Alten, sondern die Jungen die Gestaltungsmacht in diesem Prozess bekommen würden. Wir wollten mit ihnen lernen, Brücken in die gemeinsame, gerechte Zukunft zu bauen – gewissermaßen auf den Ruinen der Vergangenheit. Mit dieser Idee fanden wir tatsächlich einen Partner in Südafrika, die Jugendorganisation Youth Alive Ministries in Soweto. Die Kollegen dort waren ebenfalls interessiert, mit ihren schwarzen Jugendlichen an der Zukunft Südafrikas mitzubauen. Zunächst fanden wir zwar keine weißen Partner in Südafrika – aber die Spielgerätefirma SIK-Holz Gestaltungs GmbH im brandenburgischen Langenlipsdorf. So entwickelte sich eine Partnerschaft über die Grenzen der Kulturen hinweg zwischen einem ethisch ausgerichteten Wirtschaftsbetrieb und Kirche.

Zusammen mit Klaus-Peter Gust von SIK-Holz entstand die Idee, ein Spielgerät in Form eines Regenbogens zu bauen, denn Nelson Mandela hatte in Südafrika von der „rainbow nation“ gesprochen. Das war biblisch großartig, denn nach einer Katastro-

phe scheint der Regenbogen als Zeichen für Gottes Segen über der – plötzlich möglichen – neuen Zukunft. Und es war symbolisch großartig, denn der bunte Bogen zeigt unmissverständlich, dass Schönheit entsteht, wenn das Bunt-Unterschiedliche friedlich zusammengesehen werden kann. Der Regenbogen als Spielgerät, das Jugendliche für Kinder bauen, an Orten, an denen Unrecht geschah und überwunden wurde – dieses Symbol hat bisher nichts an Kraft verloren. Von 1998 bis 2011 haben junge Leute unter hohem (auch finanziellen) Engagement elf Bögen in drei Erdteilen gebaut.

KONTAKT UND INFOS

[r.martin@
kirche-hamburg-ost.de](mailto:r.martin@kirche-hamburg-ost.de)
www.rainbowproject.de

2009, sieben Jahrzehnte nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs, entstand mit polnischen, südafrikanischen und deutschen Jugendlichen ein Regenbogen in Krzyzowa/ Kreisau (Polen). Seit dem Jahr kommt zum Bau des Spielgeräts eine intensive „Biografiearbeit“ hinzu: Welche Verletzungen haben wir in unserem Leben aushalten müssen – und welche Kraft hat uns geholfen, dem Unrecht zu widerstehen? Genau an dieser Frage eskalierte eine Diskussion 2010 in Serbien, sodass beinahe das Projekt in Gefahr stand: Jugendliche aus Serbien und dem Kosovo fingen an, sich gegenseitig für den Tod von Familienangehörigen verantwortlich zu machen. Die Zusammenarbeit ließ sich retten, aber wir sind im Projekt bescheidener geworden, was unsere Ziele angeht. Ein Höhepunkt, gerade mit Blick auf die entstehende Nordkirche, war 2011 der Regenbogen zwischen Herrnburg und Lübeck – auf dem einstigen „Todesstreifen“ der innerdeutschen Grenze. Dabei kooperierten wir mit der (damals nordelbischen) Arbeitsstelle Gewalt überwinden.

Und wie weiter? 2012 bewegte uns die Frage, ob wir, die wir aus der „ersten Generation“ des Projektes stammen, der Sache eine neue Gestalt geben können. Oder ist es einfach gut, dass ein Projekt, eine Themenpartnerschaft – erfolgreich – zu Ende geht?



Der Regenbogen in Herrnburg bei Lübeck – auf der ehemaligen innerdeutschen Grenze – entstand 2011.

Kontakt per Mail und Skype

Partnerschaften über das Internet sind relativ neu. Erfahrungen der Jungen Akademie für Zukunftsfragen (JAfZ) in Hamburg zeigen Chancen und Grenzen dieser Beziehungen.

Von **Paul Steffen**
(Junge Akademie für
Zukunftsfragen)

„Facebook mit Niveau“, das war die Ausgangsüberlegung. Im Sommer 2010 trafen sich Jugendliche aus Hamburg, Kiel und Kellinghusen, um über das World Wide Web Gleichaltrige aus verschiedenen Ländern zu deren Lebensverhältnissen und Zukunftsvorstellungen zu befragen. Die Junge Volkshochschule Hamburg und die JAfZ als Ideengeber hatten zuvor Interview- und PC-Kurse gegeben. Das Projekt „Connecting Youth“ ist seither gewachsen und hat sich erneuert.

Die erste Partnergruppe kam aus Serbien, erste Interviews wurden via E-Mail geführt. „Was ist Luxus für Dich?“, begannen wir. Die Jugendlichen aus Deutschland warteten gebannt: „Ich hab was!“, ... „hier auch!“. Schön mitanzusehen, wie neugierig sie auf die Antworten reagierten und gleich mehr wollten. Englisch ist Arbeitssprache. Auf beiden Seiten halfen Erfahrenere beim Übersetzen. Danach trauten sich die ersten ein Skype-Telefoninterview (über Internet) nach Brasilien zu und erfuhren so von sozialer Not oder erfreulicheren Lebensbedingungen.

Ernüchternd war der erste Versuch einer dauerhaften Kommunikation auf einer Website. Für freiwillige Jugendliche passte eher ein zeitlich fixierter und angeleiteter Austausch. Immerhin gelang so globales Lernen. Zum Beispiel erzählten afghanische Schülerinnen in einem Interview live ihren Traum vom Frieden. Eine Beteiligte: „Da kriegt man ja Gänsehaut, so was kann man gar nicht im Unterricht lernen.“ Gelungen war auch der Blick auf das eigene Leben und auf eine gemeinsame Zukunft. Die Frage an alle lautete: „Wie siehst Du dein Land in 20 und die Welt in 50 Jahren?“

Bisher hat der partnerschaftliche Austausch am besten mit festen Jugendgruppen und zusätzlichen Quereinsteigern funktioniert. Nach niedrigschwelligem Anfang hat Connecting Youth 2012 zwei internationale Jugendnetzwerke in einer Skype-Videokonferenz vernetzt. In Portugal und Dänemark sprachen 50 junge Menschen über „Gott und die Welt“. So eine Partnerschaftsarbeit hat das Potenzial, kirchliche Jugendgruppen dauerhaft miteinander zu verbinden und Impulse für gemeindliche Partnerschaften zu gewinnen. Zwingend sind altersgemäße und perspektivische Themensetzungen und kleine Handouts zur Technik. Dazu berät gern die Junge Akademie für Zukunftsfragen.



KONTAKT UND INFOS

paul.steffen@kirchenkreis-hhsh.de
www.jafz.org



2010 startete das Projekt „Connecting Youth“.

Den Brennpunkt neu bestimmen

Die Partnerschaftsarbeit lebt, neue Partner und neue Formen sind hinzugekommen. Aber es gibt auch Probleme, zum Beispiel ist es in Langzeitpartnerschaften oft schwer, neue Engagierte zu gewinnen. Dieser Beitrag stellt das Phasenmodell sozialer Bewegungen vor – und leitet daraus Impulse für die kirchliche Partnerschaftsarbeit ab.

Von Pastor **Martin Krieg**
(Referent für Asien / Pazifik
im Evangelischen Missionswerk
in Deutschland)

Vierorts herrscht Ratlosigkeit in der Partnerschaftsarbeit. Wie soll es weitergehen? Etablierte Partnerschaftsgruppen fürchten um die Fortführung ihres jahrzehntelangen Engagements, weil sie kaum neue Mitglieder finden. Der zwangsläufige Generationenwechsel unter den Engagierten scheint zu stocken.

Überprüft man diese Momentaufnahme und vergleicht sie mit den Anfängen der Bewegung in den 1970er-Jahren, dann wird deutlich: Das Spektrum an Partnerschaftsbeziehungen im kirchlichen Umfeld hat sich deutlich vergrößert. Neben den Beziehungen zu traditionellen Partnern wie in Tansania, Indien und Papua-Neuguinea, die vom Missionszentrum getragen werden, sind vielfältige neue Partnerschaften entstanden. Kirchenkreise, -gemeinden und Aktionsgruppen haben eigene Verbindungen zu Kirchen und Gemeinden in Europa, Asien, Afrika und Lateinamerika aufgebaut. Diese Entwicklung ist nicht abgeschlossen und setzt sich wohl demnächst mit China fort. Aber nicht nur die länder- und kulturspezifischen Kontexte haben sich erweitert, sondern auch die Zielgruppen. Das erfolgreichste Modell sind wohl die Schulpartnerschaften, die sich gleichberechtigt zu den kirchlichen Partnerschaften entwickeln.

Die Vielfalt an partnerschaftlichen Beziehungen in der Nordkirche zeugt vom Engagement für globale Gerechtigkeit. Die Partnerschaftsbewegung lebt und wächst, trotz deutlicher Probleme, die vor allem Langzeitpartnerschaften treffen: Nachwuchs- und Generationskonflikte, Kommunikationsschwierigkeiten, Korruption, gescheiterte Projekte, mangelnde Integration der Partnerschaft in die eigene Gemeinde und viele mehr. Einige dieser Probleme hat schon der prominenteste Ratgeber in der Partnerschaftsbewegung, der Publizist Lothar Bauerochse, in seinem Buch „Miteinander leben lernen. Zwischenkirchliche Partnerschaften als ökumenische Lerngemeinschaften“ behandelt (1996). Die dort benannten Lösungswege haben an Aktualität nichts eingebüßt. Darüber hinaus ist es für die Analyse hilfreich, Partnerschaften in ihrer Charakteristik



mit einer sozialen Bewegung zu vergleichen. Soziale Bewegungen durchlaufen idealtypisch mehrere Phasen:

Am Anfang steht die Thematisierung des Problems. Bei Partnerschaften ist das Streben nach globaler Gerechtigkeit zentral, das aktuelle Not und Ungerechtigkeit (Hunger, Armut etc.) aufnimmt und auf einen kleinen Kreis (Gemeinde, Gruppe) fokussiert. In der nächsten Phase formiert sich zum Thema eine Initiative, Gruppe oder ein Verband, die Alternativen entwickeln und die Etablierung im Alltag anstreben. In der kirchlichen Partnerschaftsbewegung nimmt in dieser Phase eine Gruppe Engagierter Kontakt mit einer Gemeinde im Ausland auf und formt eine Partnerschaftsbeziehung. Dabei versuchen beide Seiten, die augenscheinliche Ungerechtigkeit durch Begegnungen und Projekte zu begrenzen und sich anzunähern. Sie bemühen sich, das öffentlich wirksam zu gestalten und andere für ihr Engagement zu werben.

In der letzten Phase löst sich die soziale Bewegung langsam auf. Entweder, weil das Problem gelöst ist oder zumindest allgemein als wichtiges Problem anerkannt ist; oder weil andere Problemdeutungen dominant wurden. Dabei geschieht es, dass die Bewegung aus den Köpfen und Herzen der Menschen verschwindet oder nicht mehr wahrgenommen wird, während Strukturen und Formen, die sich daraus entwickelt haben, weiter existieren und wirken.

Eine Übertragung dieser Phase auf die kirchliche Partnerschaftsbewegung mag provozierend wirken. Doch was Gruppen über Schwierigkeiten berichten, bis hin zur Beendigung von langjährigen Partnerschaften, legitimiert diese Betrachtungsweise.

Partnerschaftsgruppen können ihren identitätsstiftenden Brennpunkt verlieren. Zwar bleibt das generelle Thema „Gerechtigkeit“ unverändert, aber die Fokussierung des Themas auf die Partner verändert sich und muss aktualisiert werden. Eben auch deshalb, weil Partnerschaftsprojekte erfolgreich implementiert wurden. Hinzu kommt, dass Methodik und Betrachtungsweisen in der Partnerschaftsarbeit sich verändern.

Daraus folgt: Gerade Langzeitpartnerschaften müssen ihren thematischen Brennpunkt immer wieder überprüfen und eventuell neu bestimmen. Doch der Vergleich kirchlicher Partnerschaften mit einer sozialen Bewegung hat auch Grenzen. Denn in der kirchlichen Partnerschaftsarbeit ordnen sich die sozialen, gesellschaftsrelevanten und globalen Themen dem christlichen Glauben zu. Es ist der spirituelle Aspekt diakonischen Handelns, der das Engagement bestimmt. Während soziale Probleme sich ändern, kommen und vergehen, bleibt die christliche Motivation die gleiche. Beide sind nicht voneinander zu trennen und doch zu unterscheiden. Dementsprechend muss kirchliche Partnerschaftsarbeit sich immer wieder neu thematisch und methodisch ausrichten, und zwar am christlichen Glauben und dem sich daraus ergebenden Auftrag zum diakonischen Handeln.

KONTAKT UND INFOS

martin.krieg@emw-d.de



Stationen einer Partnerschaft

Von Pastorin **Elisabeth
Hartmann-Runge**
(Ökumenische Arbeitsstelle
Lübeck-Lauenburg) und
Pastor **Henning Halver**
(Ökumenische Arbeitsstelle
Rendsburg-Eckernförde)

Was wollen Sie mit einer Partnerschaft erreichen? Ist ein Vertrag erforderlich? Wie halten Sie Kontakt? Werden Ihre Partner noch aus weiteren Ländern unterstützt? Und wie gestalten Sie, wenn „die Schatztruhe leer ist“, das Ende einer ökumenischen Verbindung? Dieses Kapitel zeichnet – mit vielen Erfahrungen aus der Praxis – die Stationen einer Partnerschaft nach.



Wie beginne ich eine Partnerschaft?

Ursprung und Motiv einer Partnerschaft können ganz unterschiedlich sein. Wir haben einige Beispiele zusammengestellt, jeweils mit Zitaten aus der Praxis:

Information weckt den Wunsch nach Begegnung

„Ein Artikel schilderte die Situation einer Dorfgemeinschaft in X-Land. Das hat mich gepackt, und als dann im Fernsehen ein Bericht genau über diese Menschen kam, wurde mir klar: Da will ich mehr wissen. Ich möchte direkte Kontakte aufbauen und genauer erfahren, wie es den Menschen ergeht, wie sie ihre Situation erleben und was sie tun wollen.“

Nicht bei der Betroffenheit stehen bleiben

„Ich erinnere mich, wie es 1986 bei uns begonnen hat. Die Situation in Südafrika war unerträglich – und wir wollten direkt erfahren, wie Christinnen und Christen das erleben und geistlich verarbeiten. Damals hatten wir noch keine Verbindung nach Südafrika – und wussten doch: Wir wollen mehr wissen, und wir wollen etwas tun.“

Offen sein für neue Aufgaben

„Wir sind uns zufällig über den Weg gelaufen, so haben wir es empfunden, und kamen ins Gespräch. Die anderen erzählten von einem Projekt, das für ihre Community jetzt dran sei, es fehle aber an Unterstützung und an Geld. Ob wir da nicht etwas machen könnten? Vielleicht war es doch nicht so zufällig – und die anderen haben gewusst, dass da eine Gruppe aus Deutschland zu Besuch kommt?“

Beziehungen und nicht nur Kollekten

„In unserem Kirchengemeinderat stand die ‚Festlegung der Ausgangskollekte‘ auf der Tagesordnung. Wir haben hin und her diskutiert, bis uns deutlich wurde: Wir möchten über längere Zeit Menschen unterstützen, die nur einen Bruchteil an Finanzmitteln zur Verfügung haben.

In der Nachbargemeinde wirkte ein Pastor, der sechs Jahre im Ausland gewesen war und von einem Kindergartenprojekt in einer lateinamerikanischen Hauptstadt zu berichten wusste. Die Mütter und Väter, so stand es in einem Zeitungsartikel, seien auch einbezogen in die Arbeit des Sozialzentrums. Wir haben uns weiter informiert. Und nun geht nicht nur die Ausgangskollekte dorthin, sondern auch unser Engagement; denn zumindest per Brief stehen wir in regelmäßigem Austausch.“

Sich einklinken in Bestehendes

„In unserem Kirchenkreis stehen mehrere Gemeinden mit einer Diözese in Afrika in Kontakt; sie bekommen regelmäßig Besuch und fahren selbst dorthin. Wir haben darüber gesprochen, dass so etwas auch für uns interessant wäre – und bei unseren Nachbarn angefragt, ob es Anknüpfungsmöglichkeiten geben könnte.“

Wegfall des Eisernen Vorhangs als Chance

„Wir haben unsere Geschwister in Lettland trotz aller Schwierigkeiten während der Sowjetzeit zu unterstützen versucht. 1992 aber begann etwas Neues: Die Wege wurden einfacher, wir können uns gegenseitig besuchen. Es gibt eine Partnerschaft auf landeskirchlicher Ebene, aber entscheidend sind die gegenseitigen Besuche in den Gemeinden, praktische diakonische Hilfe, Teilen des Alltags und der gemeinsame Gottesdienst.“

Gemeindep Partnerschaft ergänzt Kirchenkreisp Partnerschaft

„Die Kirchenkreisp Partnerschaft nach Papua-Neuguinea war einst durch zurückgekehrte Missionare begründet worden. Sie kommt durch einen Partnerschaftssonntag jedes Jahr in allen Gemeinden zur Sprache, aber wir wollten das durch eine eigene Gemeindebeziehung intensiver gestalten. Der Länderreferent des Zentrums für Mission und Ökumene warb sehr dafür, und durch gegenseitige Besuche sind uns Menschen in diesem weit entfernten Land ans Herz gewachsen.“

Globales Lernen durch Schulpartnerschaft

„Wir haben als Eltern-/Lehrer-Initiative eine Partnerschule in Afrika gesucht. Denn wir finden es wichtig, dass unsere Kinder bzw. die Schülerinnen und Schüler in direkten Austausch mit Gleichaltrigen in einer ganz anderen Lebenswelt kommen.“

Leitfragen. Wenn Sie mit dem Gedanken spielen, eine Partnerschaft zu beginnen, werden Sie viele Fragen haben. Bewegen Sie sie am besten mit anderen gemeinsam, damit frühzeitig ein Trägerkreis entsteht. Das gilt für Haupt- und Ehrenamtliche in gleicher Weise. Zu folgenden Fragen möchten wir Sie ermutigen:

- Was möchte ich, möchten wir erreichen mit dieser Partnerschaft?
- Was möchte ich nicht?
- Sollen wir etwas Eigenes beginnen – oder mit anderen zusammenarbeiten?
- Wann ist der richtige Zeitpunkt, um eine Partnerschaft zu beginnen?
- Haben wir die nötigen Ressourcen: Menschen mit Zeit für gründliches und längerfristiges Engagement; Geld?
- Welche Rolle spielt Geld überhaupt in dieser möglichen Beziehung?
- Können wir (uns) das neben den vielen anderen Aufgaben leisten?
- Wer wird die Hauptverantwortung tragen?

Transparente Struktur. Ob der Funke überspringt und aus der Idee tatsächlich eine Partnerschaft wird, hat mit Hoffnung zu tun, aber auch mit sorgfältiger Vorbereitung. Je mehr Resonanz die Idee bei Haupt- und Ehrenamtlichen findet, desto tragfähiger wird sich die Partnerschaft entwickeln. Ideal ist: Eine Gemeinde, ein Kirchenkreis oder eine Schule identifiziert sich als Ganzes mit dem Vorhaben. Die Leitungsgremien (Kirchengemeinderat, Kirchenkreisrat bzw. Schulkonferenz, Schulkonferenz, Schulkonferenz, Schulkonferenz usw.) sollten sich gründlich damit befassen. Daraus kann dann die Verabredung für eine Arbeits- und Aufgabenteilung erwachsen, in der etwa eine Kerngruppe für Kontinuität und Kreativität sorgt, anlass- und projektbezogen aber um Verstärkung bittet. Eine solche Struktur – transparent kommuniziert – motiviert wiederum diejenigen, die selbst nicht regelmäßig mitarbeiten können.

Fachwissen nutzen. Vergewissern Sie sich frühzeitig der Unterstützung von Expertinnen und Experten! Das hilft nicht nur in der Orientierungs- und Startphase, sondern fortlaufend. Das Zentrum für Mission und Ökumene, der Kirchliche Entwicklungsdienst, aber auch die Landesnetzwerke für Eine-Welt-Arbeit haben landeskundliche Expertise, regelmäßige Kontakte in die Partnerländer und -kirchen und können auf andere Partnerschaftsgruppen verweisen, die sich gegenseitig informieren und miteinander engagieren. Darüber hinaus ist es sehr förderlich, wenn Partnerschaften durch professionelle Öffentlichkeitsarbeit begleitet werden.

Theologische Grundlagen. Methodische und strategische Fragen stellen sich gleichermaßen für kirchliche wie für schulische Partnerschaften. In kirchlichen Partnerschaften werden darüber hinaus aber auch theologische Grundlagen reflektiert.

Gemäß unserem Glauben ist uns zugesagt, dass wir über alle Grenzen und Unterschiede hinweg ohne unser Zutun in Christus eins und Gottes Partnerinnen und Partner sind. Somit ist unser Engagement für Partnerschaft und gerechtes Zusammenleben in der Einen Welt Glaubenszeugnis, das dieser Zusage zu entsprechen und ihre Gültigkeit stückhaft abzubilden versucht. Gelingen und Scheitern unserer Partnerschaften stehen unter diesem Vorbehalt. Gottesdienst und Fürbitte helfen, diese „Rahmenbedingung“ immer wieder zu vergegenwärtigen; das entlastet die eigenen Ansprüche.

*Blick auf den
Kilimanjaro, mit
knapp 5.900
Metern der höchste
Punkt Afrikas.*



Brauchen wir einen Vertrag?

„Das muss doch in einem Vertrag eindeutig und klar geregelt sein!“ So bekommen es Mitglieder von Partnerschaftsgruppen manchmal zu hören – meist von Leuten, die selbst keine Erfahrung mit ökumenischen Partnerschaften haben. Aus deutscher Sicht erscheint es sinnvoll und grundlegend angebracht, Partnerschaften auf eine klar durchformulierte vertragliche Basis zu stellen.

Die uns vorliegenden Erfahrungsberichte beinhalten durchaus das Kapitel „Partnerschaftsvertrag“. Eine Gruppe erzählt, dass der bisher vorläufig formulierte Vertrag im Partnerland bereits unterschrieben war – dabei wollten sie doch den Abschluss feierlich miteinander begehen. Andere haben im Gruppenraum einen schön gestalteten Partnerschaftsvertrag im Rahmen hängen und sehen ihn auch in der Zentrale der Partner, aber die Realität hat sich davon entfernt. Wiederum andere haben keine auf Papier festgehaltene Form eines Vertrages, bekräftigen aber bei jeder Begegnung – hier und dort – die mündlich ausgehandelten Grundlagen der Beziehung. Dabei werden auch die gegenseitigen Erwartungen und Verpflichtungen neu angesprochen und präzisiert. Im Austausch der Partner erarbeitete mündliche Erwartungen und Selbstverpflichtungen und die gegenseitige, auch im Gottesdienst gefeierte Vergewisserung, miteinander auf dem Weg zu sein, scheinen zielführender als schriftlich Niedergelegtes.

Nachweis bei Projekten. Oft werden konkrete Projekte und Maßnahmen in die Partnerschaft eingebunden: Erweiterung des Kindergartens, Anschub für einen Gemüsegarten, Bau und Einrichtung einer Schulküche Wenn dazu Finanzmittel der Partner beantragt werden, sollten eindeutige Absprachen schriftlich getroffen werden.

► Mehr zu Projekten in Kapitel 9

Im Falle von Schulgeldfonds oder -zahlungen erwarten die deutschen Partner gern persönliche Briefe der geförderten Schülerinnen und Schüler als Dank oder Bestätigung für sinnvoll investiertes Geld. Solche Fortschrittmeldungen motivieren sicher zu weiteren Zahlungen, gleichwohl können sie die Empfängerinnen und Empfänger der Mittel auch belasten. Überlegen Sie, ob nicht auch regelmäßige Berichte von Gemeindevorstehern oder anderen leitenden Personen bei den Partnern und exemplarische Rückmeldungen einzelner Schülerinnen und Schüler ausreichen.

Modell Bundesschluss. Eine Sonderform der Verträge sind die Gründungsurkunden der Bundesschluss-Partnerschaften. Sie bildeten sich Ende der 1980er-Jahre als Zeichen der Solidarität mit südafrikanischen Gemeinschaften, die vom Apartheid-Regime von Zwangsumsiedlung bedroht waren.

Der biblische Bundesschluss zwischen Gott und dem Volk Israel ist hier das Modell und Fundament einer zwischenmenschlichen Verbindlichkeit, die über das Ende der

Apartheidzeit hinaus Bestand hat. Die Herausforderungen der Nach-Apartheidzeit in Südafrika werden als neue Aufgabe für die Partnerschaft begriffen.

Die Grundlage der Bundesschluss-Partnerschaften lautet: „Wenn du gekommen bist, um mir zu helfen, dann vergeudest du deine Zeit. Wenn du aber gekommen bist, weil deine Befreiung mit der meinen zusammenhängt, dann lass uns zusammenarbeiten.“

Wie läuft es im Alltag?

Für eine ökumenische Partnerschaft gibt es nicht *die* eine richtige Anleitung, aber viele Mosaiksteine, die zum Gelingen beitragen.

Kontakt halten. Die Zeit des Briefeschreibens und Abwartens, bis ein Luftpostbrief hin- und hertransportiert wurde, ist für die meisten vorbei; und doch sind Schriftstücke, die zum Lesen herumgegeben werden können, nach wie vor eine gute Art, Leben, Erfolge, Hoffnungen miteinander zu teilen. Telefonate bringen vertraute Stimmen ans Ohr und können bei Bedarf eine schnelle Klärung herbeiführen. Zum Normalfall dürfte heute die E-Mail gehören – oder andere moderne Formen der Kommunikation. Nicht nur Jüngere nutzen den Austausch über Skype oder Facebook, und manche partnerschaftliche SMS läuft um den Globus. Das Wichtige daran ist, dass Sie möglichst regelmäßig Kontakt halten.

Doch bedenken Sie: In manchen Partnerländern ist schon das Schreiben eines Briefes, das Besorgen von Porto und das Einwerfen in den Briefkasten keine alltägliche Möglichkeit. Geschweige denn, dass leistungsstarke Mobilfunknetze oder Internetzugänge vorhanden sind.

Öffentlichkeitsarbeit. In der Regel wird bei uns eine kleinere Gruppe den Kontakt zu den Partnern halten. Sie kann aber das Interesse, die Begleitung und Unterstützung einer breiteren Öffentlichkeit gut gebrauchen. Nicht nur bei Besuchsreisen, sondern auch zwischendurch können Sie den Gemeindebrief, die lokale Zeitung oder Ihre Internetseiten nutzen, um über das Leben in der Partnergemeinde zu informieren. Zur Öffentlichkeitsarbeit gehören auch die Auftritte bei Gemeinde- oder Stadtteilfesten, bei Markttagen usw. Ein informativ und einladend gestalteter Stand lenkt das Interesse auf die Partnerschaftsarbeit und regt Menschen zum Mitmachen an.

Sich informieren. Verfolgen Sie in den Medien die Entwicklung im Partnerland. Und behalten Sie dabei auch die Veränderungen in der eigenen Gesellschaft im Auge. Oft braucht es nur wenige Gedankenverknüpfungen, um festzustellen, welche „Spielregeln“ und „Prozesse“ global wirksam sind.

Neue Themen, neue Rollen in der globalisierten Welt. Wo wollen wir von den verschiedenen Orten der einen Welt gemeinsam hin? Mit dieser Frage verändert sich eine Partnerschaft – vom Motiv „Wir wollen helfen“ zur Einsicht „Wir sind alle verwoben in ein weltweites Netz und haben es mit in der Hand, wer an welchen Fäden zieht.“ Bei den Themen Klimagerechtigkeit und internationale Finanzkrise etwa können Partner die unterschiedlichen Perspektiven unmittelbar in die Debatte einbringen.

Auch Advocacy-Arbeit kann sich entwickeln: Weil wir direkt von den Partnern von Notlagen oder schwierigen politischen Bedingungen erfahren, können wir auf unserer Seite die Stimme erheben, um Unterstützung bei Behörden oder Politikern bitten und dazu beitragen, dass Menschenrechte eingehalten werden. Schauen Sie sich dabei auch nach Kooperationspartnern im gesellschaftlichen Umfeld um.

Finanzielle Unterstützung organisieren. Mit klar umrissenen Vorhaben werben Sie am besten um finanzielle Unterstützung für die Partnergemeinde oder -organisation. Basare sind eine Möglichkeit, nicht nur Informationen weiterzugeben, sondern auch Geld einzusammeln. Sie können auch um eine regelmäßige Kollekte für die Partnerschaftsarbeit bitten; die Gespräche mit dem Leitungsgremium der Gemeinde sind vorab eine Chance, auf die Partnerschaftsarbeit aufmerksam zu machen.

► *Beispiele für Spendenwerbung im Kapitel 7. Zum Umgang mit Spenden siehe Kapitel 10*

Tipps zum Geldtransfer. Wenn Sie Geld gesammelt haben, soll es zu den Partnern gelangen. Bedenken Sie vor allem bei Überweisungen Folgendes:

- Auf welchem Weg wird überwiesen – und wer trägt die Kosten?
- Können Sie Wechselkursschwankungen berücksichtigen und ggf. zu Terminen überweisen, an denen der Kurs günstig ist?
- Gibt es „Empfangsgebühren“, andere Abzüge oder Steuern, die den Überweisungsbetrag schmälern?
- Haben die Partner ein eigenes Konto oder fließt das Geld über Kirchenstrukturen, die eventuell etwas für sich abziehen?
- Was kostet der Bargeldtransfer über Unternehmen wie Western Union, wie viel kommt tatsächlich an? Und haben die Partner Zugang zu Auszahlungsstellen?

Eingebunden in das weltweite Christentum. Oft gehören ökumenische Partner zur selben Konfessionsfamilie oder im weiteren Sinne zur weltweiten Christenfamilie. Der Glaube verbindet und hat seine Bedeutung auch für das Partnerschaftsleben. Gemeinsame Bibellektüre und der Austausch darüber, regelmäßige Partnerschaftsgottesdienste oder das Beten füreinander in den Sonntagsgottesdiensten zeigen diese Verbundenheit im Glauben.

Bedenken Sie in diesem Zusammenhang auch die symbolische Aussagekraft, wenn eine Geldsammlung nicht einfach als Finanztransfer abgewickelt, sondern als Kollekte zu Gottes Altar gebracht und von dort mit der Bitte um Segen für Geber und Gaben weitergereicht wird.

Beispiel: Partnerschaftstag. Die Lebenswirklichkeit in etlichen Partnergemeinden unterscheidet sich deutlich vom deutschen Alltag; und doch verbinden uns grundlegende Themen wie „Ernährung“, „Gesundheit“, „Kindheit und Jugend“ oder „Alter“. Ein kreativer Partnerschaftstag etwa zu Ernährung kann unterschiedliche Gemeindeguppen – von der Krabbelgruppe über Konfirmandinnen/Konfirmanden und Chor bis zum Seniorenkreis – mit der Arbeit vertrauter machen. Am Morgen bekommen Krabbelkinder und ihre Eltern durch Musik, Spiele und eventuell Früchte einen Eindruck aus dem Partnerland, mittags kann gemeinsam gekocht werden, am Nachmittag tauschen sich Seniorinnen und Konfirmanden aus, am Abend findet ein gemeinsames Fest statt, und zwischendurch informieren Filme, Dia-Shows und dergleichen über Leben und Alltag im Partnerland und bei uns.

Beispiel: Partnerschaftssonntag. Die geistliche Dimension einer ökumenischen Partnerschaft wird mit der parallelen Gestaltung eines Sonntags erlebbar. Die Gruppen in beiden Ländern verständigen sich vorher auf ein Thema, auf Bibeltexte, Lieder und auch auf Anliegen für das Fürbittengebet.

Der Partnerschaftssonntag in Ihrer Gemeinde kann mit einer Frühstückstafel beginnen, die bunt und vielfältig zusammengesetzt bei schlichtem Mahl dem Kennenlernen und Austausch dient. Daran schließt sich der Gottesdienst an. Ein einfaches, vielleicht dem Partnerland entsprechendes Mittagsmahl kann den Tag fortsetzen. Am Nachmittag können Sie Informationen aus der Partnergemeinde vortragen und im Austausch Ideen – gerade aus der Verbundenheit im Glauben – für das Leben in der einen, gemeinsamen Welt Gottes entwickeln.

Haben unsere Partner weitere Partner?

Welche Partnerschaften unsere Partner noch unterhalten, das bleibt – gleich, in welcher Weltregion – oft ein Geheimnis. Es lässt sich aber auch bewusst gestalten, in ein weltumspannendes Netz mit mehreren Knotenpunkten eingebunden zu sein.

Zum Beispiel,

- wenn ein Projekt einen einzelnen deutschen Partner überfordert und ergänzende Unterstützung nötig ist, etwa aus den USA oder durch die Kirche eines anderen Landes, zu dem geschichtlich bedingt Verbindungen bestehen,

- wenn innerhalb einer Konfessionsfamilie ein Partnerschaftsnetz mit mehreren Länderstützpunkten geknüpft wird,
- wenn projekt- und anlassbedingt kirchliche und zivilgesellschaftliche Gruppen mit Partnern etwa im Süden an einem Strang ziehen.

Eine offengelegte multilaterale Partnerschaft kann das Bewusstsein der einen Welt fördern und neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Schwierig wird es aus unserer Sicht, wenn Partner Unterstützung aus weiteren Ländern unterhalten, das aber nicht sagen. Dann sollten Sie im Gespräch behutsam, aber auch beharrlich um Offenheit werben, die Chancen des mehrseitigen Zusammenwirkens herausarbeiten und möglichst gemeinsame Begegnungen organisieren.

Weitere Partner sind eine Chance für neue Begegnungen, gemeinsames Arbeiten, Lernen und Feiern des Glaubens. Sie sind ein Anstoß, darüber nachzudenken, wie sich Partnerschaftsgruppen in unseren Kirchenstrukturen und in der Zivilgesellschaft zusammensetzen und sich vernetzen (Ländernetzwerke, thematische Netzwerke, ...). Vielleicht gelingt es Ihnen sogar, Süd-Süd- oder Nord-Süd-Ost-Begegnungen zu koordinieren – zum Beispiel mit Seminar- oder Studientagen zu Themen, die für alle anregend sind (Ernährungssicherheit, lutherisches Bekenntnis in unserer Zeit usw.).

Wie beenden wir eine Partnerschaft?

Kaum spürbar und doch wirksam hat sich etwas in das langjährige partnerschaftliche Hin und Her eingeschlichen. Was ist es? Beim Besuch vor einem Jahr folgte alles der liebgewordenen Gewohnheit. Und doch: Es gab keine Zeit für die erbetene Darlegung der Verantwortlichkeiten. Der versprochene Finanzbericht wurde Tag um Tag verschoben. Aber wir haben doch die gute Arbeit selbst erlebt und gesehen – warum also auf einem *financial report* bestehen? Der Schatz unserer Partnerschaft strahlte doch erkennbar!

Beim Gegenbesuch im Folgejahr wurden uns Verwendungsnachweise fest zugesagt. Die E-Mail-Kommunikation lief wie gewohnt – und erst im Nachhinein merkten wir, dass da nicht mehr wirklich kommuniziert und berichtet wurde. Als wir genauer nachsahen, war die Schatztruhe unserer Partnerschaft leer.

Symptome und Maßnahmen. Im Alltag der partnerschaftlichen Beziehung schleichen sich – zunächst unmerklich – Unschärfen ein. Vielleicht haben die verantwortlichen Personen gewechselt, oder man hat sich über längere Zeit nicht mehr an Ziele und Verabredungen erinnert. Hinzu kommt: Als Geldgebende machen wir uns nicht immer bewusst, was die transferierten Summen im Partnerland bedeuten und wie verführerisch sie wirken können.

Was ist zu tun?

1. Handeln Sie eindeutig und klar gegenüber den Partnern:

- Stoppen Sie die automatische Überweisung der vereinbarten Geldbeträge.
- Bitten Sie die Partnerorganisation zunächst, dann fordern Sie sie auf, zu den vermeintlichen oder tatsächlichen Ungereimtheiten Stellung zu nehmen.
- Lassen Sie sich einen lückenlosen Nachweis über die Verwendung der Gelder vorlegen.
- Leiten Sie nötigenfalls rechtliche Schritte ein.
- Klären Sie, wer die Sache vor Ort in die Hand nimmt und verantwortlich voranbringt.

Falls Sie nicht persönlich bei einem Besuch der Partner klären können, müssen Sie – in gleicher Eindeutigkeit – schriftlich kommunizieren.

2. Sorgen Sie für Klärung innerhalb der Partnerschaftsgruppe:

- Erkennen Sie Zusammenhänge.
- Benennen Sie eigene Anteile und erarbeiten Sie sich emotionale Klarheit.
- Planen Sie die nächsten Schritte.
- Prüfen Sie: Bestehen noch Hoffnung und Zutrauen auf „Heilung“?
Falls nein: Wie wollen Sie die Trennung und das Ende der Partnerschaft gestalten? Informieren Sie ggf. ein Entscheidungsgremium der Kirchengemeinde, des Kirchenkreises oder der Trägerorganisation und führen Sie einen klaren Beendigungsbeschluss herbei.

3. So kommunizieren Sie:

- Wenden Sie sich erst nach außen, wenn sowohl auf Seiten der Organisation im Partnerland als auch auf Ihrer Seite die Fakten hinreichend geklärt sind und beide Seiten Eindeutigkeit über den (Miss-)Stand erzielt haben.
Beziehen Sie aber ggf. schon vorher verantwortliche Personen oder Gremien des Kirchenkreises ein.
- Richten Sie eine offene, klare, deutliche Botschaft an Unterstützerinnen und Spender.
- Denunzieren Sie nicht.

4. Gestalten Sie das Ende bewusst.

Gerade, wenn es in der Partnerschaftsbeziehung mühsam und schwierig geworden ist, verabschieden sich Engagierte oft still. Enttäuschung, Trauer und Schmerz brauchen aber Raum. Ein gemeinsam gestaltetes Ritual kann hier hilfreich sein.

Sprechen Sie bei einer letzten Gruppensitzung das Ende der ökumenischen Partnerschaft deutlich aus. Leiten Sie das schriftliche Protokoll an das Leitungsgremium weiter. Ob und welche „Beendigungsrituale“ dann begangen werden, liegt bei der Gruppe. Wichtig ist, sich der unterschiedlichen Emotionen bewusst zu werden. Manchmal ist es schlichtweg Trauer, dass eine Beziehung sich verloren hat; manchmal Wut über Missmanagement und Fehlverhalten; und auch das Eingeständnis, dass auf der eigenen Seite Fehler gemacht wurden. Dementsprechend mag die Kerze, die an jedem Partnerschaftsabend gebrannt hat, bewusst ausgeblasen und aus dem Raum gebracht werden; oder ein aussagekräftiges Symbol für die Beziehung wird tatsächlich zu Grabe getragen.

Auf jeden Fall sollten Sie sich auch an gute Zeiten, gelungene Begegnungen und Erfolge der Partnerschaftsarbeit erinnern. Selbst wenn nun – aus unterschiedlichen Gründen – die Beziehung beendet werden musste, gab es Jahre guten Miteinanders und aufbauender Arbeit. Das sollten Sie sich dankbar bewahren.

Resümee: Das Leben gemeinsam erkunden

Ökumenische Partnerschaften sind geprägt von Begegnungen und der Erfahrung, über Grenzen und Kontinente in der einen Welt im Glauben verbunden zu sein. Menschen aus sehr unterschiedlichen politischen, wirtschaftlichen, kulturellen, religiösen Lebenszusammenhängen finden zueinander, tauschen sich aus, arbeiten miteinander und entwickeln Konzepte, Pläne, Hoffnungen. Das ist ein Gottesgeschenk!

KONTAKT UND INFOS

*henning.halver@kkre.de,
ehartmannrunge@
kirche-ll.de*

*www.kkre.de/arbeitsfelder/
oekumene/
www.kk-ll.de/index.php/
oekumene*

Denn sie erfahren, dass sie Teil eines weltumspannenden Ganzen, Teil von Gottes Ökumene sind.

Welche gemeinsame Grundlage und Verpflichtung bietet unser Bekenntnis? Oder: Die Partner sind die, die meinen Kaffee, meinen Tee, die von mir konsumierten Früchte ernten, meine Jeans nähen, meine Alltagsartikel produzieren. Wir tun gut daran, uns miteinander zu verknüpfen, unser Leben gemeinsam zu erkunden und nach Wegen zu suchen, die für beide Seiten das Leben erträglicher und verantwortbarer machen. Darin steckt viel Herausforderndes – und noch mehr die Verheißung miteinander gelingenden Lebens.

„Ortsbestimmung“ – ein Angebot für Partnerschaftsgruppen

„Wir wollen Zeichen setzen. Wir wollen an einer kleinen Stelle etwas für eine bessere Zukunft tun. Wir wollen eine faire Partnerschaft zu Menschen in völlig anderen Lebensverhältnissen aufbauen.“

Einzelne finden sich zusammen und arbeiten als Gruppe oft eine lange Zeit für ihre Partnerschaft und ihr Projekt. Solche Zusammenarbeit kann gar nicht immer reibungslos funktionieren. Arbeits- oder Projektgruppen brauchen nicht nur „Feldkompetenz“ hinsichtlich des „Ackers“, den sie bearbeiten. Sie brauchen auch „Teamkompetenz“ für die Zusammenarbeit in der Gruppe und eine optimale Verortung im Umfeld. Einmal im Engagement innezuhalten, die Situation innerhalb der Gruppe zu reflektieren und gemeinsam eine „Ortsbestimmung“ vorzunehmen, kann der Gruppe guttun. Es geht darum, Klarheit für die Arbeit zu gewinnen und, wenn nötig, die Motivation wieder auf eine tragfähige Basis zu stellen.

Folgende Fragen können für Gespräche innerhalb der Gruppe hilfreich sein:

- Haben wir (noch) eine gemeinsame Vorstellung von unseren Zielen, unserem Glauben und unserer Hoffnung?
 - Haben wir uns als Gruppenmitglieder im Blick, sodass sich alle mit ihren Gaben, Interessen und ihrer Energie einbringen können?
 - Sind wir als Gruppe gut organisiert, werden die Lasten unter uns so aufgeteilt, dass niemand über- und auch nicht unterfordert wird?
 - Hat sich bei uns eine Leitungspraxis eingespielt, die wir hinterfragen wollen?
- Sind wir ausreichend kompetent, Konflikte auszutragen und Frustration miteinander auszuhalten, ohne dass unser Engagement behindert wird?
 - Haben sich in unserer Gruppe Kränkungen ereignet, die unsere Kommunikation behindern und die wir aufarbeiten wollen?
 - Haben wir untereinander einen guten Umgang mit Schwierigkeiten entwickelt, die sich in der Partnerschaft ergeben (z. B. Missverständnisse bei den Zielen, Konflikte auf Partnerseite)?
 - Sind wir in unserer Kirchengemeinde oder im Kirchenkreis so vernetzt, dass wir die Unterstützung bekommen, die wir brauchen?
 - Sollten wir uns für neue Gruppenmitglieder öffnen?

Wenn Sie bei der Bearbeitung solcher Fragen externe Unterstützung wünschen, können Sie das Angebot „Ortsbestimmung“ des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Nordkirche nutzen. In einem Vorgespräch entwickeln Berater und Beraterinnen mit Ihnen den Fokus für einen Klausurtag. Das Ziel ist, passgenau für Ihre Gruppe die aktuellen Fragen mit Ihnen zu bearbeiten, sodass die gemeinsame Basis in Ihrer Gruppe gestärkt wird.

KONTAKT UND INFOS

info@ked.nordkirche.de
Telefon 040 / 881 81 240
www.ked-nordkirche.de
-> Veranstaltungen



So wirkt die Partnerschaft auf Kirchengemeinde und Umfeld

Von **Matthias Petersen** (Propst
im Kirchenkreis Plön-Segeberg)
Beispiele von **Doris Krieg**
(Tansania-Gruppe der
Kirchengemeinde Heikendorf)



„... und was haben wir davon?“ Früher oder später taucht in der Partnerschaftsarbeit diese Frage auf. Ökumenische Partnerschaften beschenken uns: Sie erweitern unser Bewusstsein christlicher Identität. Und die schlichte, überzeugend gelebte Frömmigkeit unserer Partner reißt uns oftmals mit. Dieses Kapitel gibt einen Überblick, wie Partnerschaften wirken und zum Gemeindeaufbau beitragen können. Beispiele aus der Kirchengemeinde Heikendorf ergänzen die Darstellung.

Als Propst eines ländlichen Kirchenkreises werbe ich seit vielen Jahren unter Kolleginnen und Kollegen, in Gemeinden und Kirchengemeinderäten für die Gründung von Gemeindepartnerschaften. Doch die Resonanz ist eher schwach.

Zwei Gründe, die gegen die dauerhafte Verpflichtung durch eine Gemeindepartnerschaft angeführt werden, seien hier genannt:

1. Es gibt in der Nordkirche eine Menge gelungener, lebendiger und beeindruckender Partnerschaftsprojekte. Manche Gemeinden (zum Beispiel Heikendorf, aus der die Beispiele in diesem Kapitel stammen) werden in der kirchlichen und nichtkirchlichen Öffentlichkeit inzwischen mit ihren Partnerschaften identifiziert. Solche Beispiele lösen aber bei manchen Außenstehenden eine eher verzagte Reaktion aus: „Das schaffen wir nie!“
2. Dabei verweisen Kirchengemeinderäte oft auf mangelnde finanzielle und personelle Ressourcen. Tenor: „Wir arbeiten schon jetzt am Limit unserer Möglichkeiten – zusätzliche Verpflichtungen sind in keiner Weise zu bewältigen.“

Materielle Hilfe ist nicht das Wichtigste. Aus meiner Erfahrung in der Partnerschaftsarbeit möchte ich diese beiden Argumente aber nicht gelten lassen:

1. Jede Partnerschaft fängt ganz klein an. Die beeindruckenden Projekte und Aktionen mancher Gemeinden müssen vor dem Hintergrund gesehen werden, dass hier eine Partnerschaft über viele Jahre gewachsen ist. Machen Sie sich gerade am Anfang konsequent von solchen „Vorbildern“ frei. Am Anfang einer Partnerschaft stehen – vielleicht jahrelang – nur Briefe und E-Mails: einander erzählen von den jeweiligen Lebensbedingungen, Freude und Leid miteinander teilen, sich austauschen

über gemeindliches und gesellschaftliches Leben, gegenseitig Anteil nehmen an den Freuden und Nöten des Christseins in der jeweiligen Gesellschaft.

Der wichtigste Satz, den ich aus dieser Arbeit mitgenommen habe und der mich bis heute bewegt: „Wichtiger als jede materielle Hilfe ist für uns das Wissen, dass am anderen Ende der Welt jemand an uns denkt und für uns betet!“ Diese Worte habe ich gerade in Afrika oft gehört. Aber auch für Menschen in Lettland oder Estland war dies ein entscheidendes Merkmal gelungener Beziehung.

Partnerschaft heißt darum: Wir sind nicht allein als Christinnen und Christen in unserer Gemeinde. In allen Teilen der Welt gibt es Menschen, die mit uns auf dem Weg sind – im gemeinsamen Glauben an unseren Herrn Jesus Christus.

Partnerschaftsarbeit ist damit ein Lehrstück in christlicher Demut: Wir in der Nordkirche sind nur eine „Provinz der Weltchristenheit“ – so hat es der Theologe Ernst Lange einmal sehr treffend beschrieben. Also: Wir sind nicht der Nabel der Welt, sondern eine kleine (aber unverzichtbare!) Stimme im großen gemischten Chor der Weltkirche. Langsam, aber sicher verändert Partnerschaftsarbeit Bewusstsein in unseren Gemeinden – vom kleinmütigen Auf-sich-selbst-bezogen-sein hin zu ökumenischer Weite.

2. Fehlende Finanzen müssen kein Hindernis für eine gelungene Partnerschaftsarbeit sein. Geld gibt es genug. Es muss nur gesammelt und organisiert werden. Die Erfahrung lehrt: In allen Gemeinden leben Menschen, die gerne bereit sind, für diese wichtige Form kirchlicher Arbeit zusätzliches Geld zu spenden.

Vor Jahren wollte die Kirchengemeinde Kirosha an den Hängen des Kilimanjaro in Tansania – sie ist Partnerin der Kirchengemeinde Preetz – die armen Familien der Region mit Kühen versorgen. Auf einen Schlag wurde die Partnerschaftsarbeit in der Kleinstadt Preetz bekannt: Viele Bürgerinnen und Bürger leisteten innerhalb kürzester Zeit ihren Betrag. Im Rahmen des Projekts „Kühe für Kirosha“ finanzierten sie ein Drittel, die Hälfte, manche gar eine ganze Kuh.

Das sind oft Menschen, die bisher im Leben der Kirchengemeinde nicht sichtbar waren, die vielleicht nicht einmal Mitglied der Gemeinde sind. So vermehren sich Partnerschaftsgruppen auf wundersame Weise, indem Menschen – bisher mit wenig oder ohne Kontakt zur Kirche – sich von dieser Arbeit motivieren und in die Pflicht nehmen lassen. Viele Gemeinden stehen vor der Erfahrung: Nicht der Mangel an Engagierten ist das Problem – die Herausforderung ist, alle Interessierten mit sinnvollen Aufgaben zu versorgen.



Mit Dachziegeln und Nikolausstiefeln – fantasievoll Unterstützung gewinnen

Viele Menschen suchen eine sinnvolle Tätigkeit, aber sie muss greifbar und transparent sein. In der Kirchengemeinde Heikendorf haben wir das Modell einer Kirche im Rathaus ausgestellt. Dazu der Hinweis, dass die Gemeinde in Maringa/Tansania das Haus schon gebaut habe, nur zum Dach fehle das Geld. Man konnte Dachziegel für (damals) 5 Mark erwerben, mit denen das Modell gedeckt wurde – mit der Zusage, dass alle Spenderinnen und Spender informiert werden, wenn das Dach fertig ist. Wir gewannen dadurch nicht nur Spenden, sondern auch Menschen, die bereit waren, in der Partnerschaftsarbeit mitzuwirken. Ähnlich begannen wir beim Bau einer Schusterei. Zum Nikolaustag verteilten wir auf einem Fest aus Filz genähte rote Stiefel – mit der Bitte, sie gefüllt zu Weihnachten mitzubringen und die Adresse hineinzulegen. Es war der finanzielle Grundstock für eine Schuhmacherwerkstatt – und wir hatten wieder Menschen aufmerksam gemacht und Interesse für unsere Partner in Tansania geweckt.

Die Entwicklung und die Reaktionen aus Tansania wurden den Spenderinnen und Spendern regelmäßig mitgeteilt und im Gemeindeblatt veröffentlicht. So konnte die Gemeinde jeden Schritt mitverfolgen – von den Anfängen des Austausches bis zum Abschluss der Projekte.



Zusammenarbeit beim
Kirchengebäude in Maringa:
Die tansanischen Partner
bauten die Mauern, die
deutschen Partner finanzierten
das Dach.

Nicht Mitleid, sondern Begegnung und Lernen. Ob zu Partnerschaften nun Projekte gehören oder nicht: Wichtig ist vor allem die Perspektive. Wer sich in der Partnerschaftsarbeit hauptsächlich vom „Helfersyndrom“ leiten lässt, ist am falschen Platz. Unser wichtigster Impuls ist weder Mitleid noch der Wunsch zu helfen. Wir wollen Begegnungsmöglichkeiten schaffen, wollen in erster Linie von den Partnern lernen, wir wünschen uns – für uns selbst – Impulse und bereichernden Austausch. Und wir sind bereit, unsere eigenen Gaben und Möglichkeiten in diesen Prozess einzubringen. Natürlich wird unser Anteil an der Partnerschaftsarbeit eher in materieller, wirtschaftlicher Hilfe liegen. Das entspricht am ehesten den Möglichkeiten eines materiell reichen Landes. Auf der anderen Seite bringen unsere Schwesterkirchen ihren spirituellen Reichtum, ihren fröhlichen Glauben und ihre ungebrochene Zuversicht in die Kleinmütigkeit und Verzagttheit unserer Gemeinden.

Der Frage nach dem „Benefit“ kann darum gar nicht genug Aufmerksamkeit gewidmet werden. Wenn es nicht um naives Gutmenschentum und unreflektiertes „Helfenwollen“ gehen soll, stellt sich in allen Partnerschaftsgruppen schon bald die Frage: „... und was haben wir davon?“

Mitreißende Frömmigkeit. Die Antwort kann natürlich – für uns – in den seltensten Fällen materiell gegeben werden. Doch schon der ideelle Mehrwert ist überzeugend. Zum einen: Partnerschaftsarbeit schenkt eine nachhaltige Erweiterung des Bewusstseins christlicher Identität (siehe oben: „Wir sind nur eine Provinz der Weltchristenheit“). Zum anderen: Die schlichte, überzeugend gelebte Frömmigkeit unserer Partner, zum Beispiel in Afrika, wirkt mitreißend wie eine ansteckende Gesundheit. Wir werden uns neu bewusst, wie sehr wir eingebettet sind in die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes. Wir lernen neues Vertrauen: Angesichts der Verzagtheit, die mir in meiner eigenen Landeskirche angesichts von Strukturreformen, Kirchenaustritten und finanziellen Unwägbarkeiten immer wieder begegnet, fühle ich mich von meinen Schwestern und Brüdern in Tanzania immer wieder aufs Neue beschämt. Mit geringsten materiellen Mitteln, unter ärmlichsten Verhältnissen und oft genug schwierigsten Voraussetzungen leben sie eine Fröhlichkeit und Zukunftsgewissheit, von der ich noch viel lernen möchte. Ich entdecke die Bergpredigt neu: „Darum sorget nicht für den morgigen Tag. Es ist genug, wenn ein jeder Tag seine eigene Plage habe ...“ (Mt 6, 34).

Das Staunen über die überwältigende Schönheit der afrikanischen (oder brasilianischen oder estnischen etc.) Natur ist ein weiteres Geschenk. Es ist doch ein himmelweiter Unterschied, ob ich Afrika als Tourist in einem Ferien-Resort erleiden muss – oder ob ich das Leben meiner Freunde in ihren schlichten Behausungen für einen bestimmten Zeitraum teile und reich beschenkt mit neuen Erfahrungen und Eindrücken zurück in meine Gemeinde komme. Nur so werde ich Land und Leute wirklich kennenlernen können.

Solche Partnerschaftsarbeit ist immer auch Öffentlichkeitsarbeit („Es kann die Stadt, die auf einem Berg liegt, nicht verborgen bleiben ...“, Mt 5, 14). Von daher wird, was hier geschieht, zunehmend Raum in der Öffentlichkeit einer Kommune und einer Kirchengemeinde in Anspruch nehmen. Partnerschaftssonntage thematisieren das Leben in der Partnergemeinde im Kirchenjahr. In manchen Kommunen gibt es bereits Straßen, die den Namen der Partnergemeinde tragen. Räume in Gemeindezentren sind nach Dörfern am Kilimanjaro, in Papua-Neuguinea oder Estland benannt. In manchen Weltläden werden Produkte aus der Partnergemeinde direkt vermarktet. Zeitungsartikel berichten über Besuche und Gegenbesuche, porträtieren die Akteure, beschreiben gemeinsame Projekte.



Schnitzereien und Kaffee – die Partner durch Handel unterstützen

Neben dem geistlichen und geistigen Austausch wollten wir auch den materiellen Austausch wagen. Deshalb verkaufen wir im Weltladen Artikel aus Tansania mit Gewinn für unsere Partner, zum Beispiel Makonde-Schnitzereien, Tee oder Taschen und Hemden aus der Schneiderei.

Auch der Kilimanjaro-Kaffee nahm hier seinen Anfang. Bei unseren ersten Besuchen hatten wir entdeckt, dass Kaffee das einzige Exportgut in der Region war. Inzwischen war der Weltmarktpreis für Rohkaffee so gefallen, dass die Familien vom Ernteertrag gerade noch die neuen Pflanzen kaufen konnten. In Zusammenarbeit mit den Brüdern des Klosters Münsterschwarzach wird der Rohkaffee nach dem Prinzip des Fairen Handels von den Kooperativen unserer Partnergemeinden und aus den Usambara-Bergen gekauft und in Deutschland geröstet. So entwickelte sich ein gut gehendes Kaffeegeschäft. Heute wird der Kilimanjaro-Kaffee weit über unsere Gemeindegrenzen hinaus verkauft.



*Tee, Schnitzereien, Taschen:
Im Weltladen der Kirchengemeinde werden Waren der Partner verkauft.*

Die Gemeinde teilhaben lassen. Wesentlich für das Gelingen einer Partnerschaft ist natürlich ihre Vermittlung und Vernetzung in Kirchengemeinderat und Gemeindeöffentlichkeit hinein. Viele Partnerschaftsgruppen führen bewegte Klage darüber, dass die Partnerschaft nicht wirklich in der Gemeinde und im Kirchengemeinderat „angekommen“ sei.

Diese Beobachtung ist sicherlich richtig: Allzu oft überlässt es der Kirchengemeinderat der Partnerschaftsgruppe, die Beziehungen zu pflegen, und ist selbst nicht wirklich engagiert. Dagegen gibt es kein Allheilmittel. Nur die Ermutigung, nicht aufzugeben, Öffentlichkeit und Gremien immer wieder neu in die Pflicht zu nehmen, aber sie auch teilhaben zu lassen an den Erfahrungen der Arbeit. Dazu sind kreative Ideen gefragt: Das oben beschriebene „Kuhprojekt“ etwa gehört zu diesen



Der fair gehandelte Kilimanjaro-Kaffee ist zu einem gefragten Produkt geworden.

Aktionen, das halbe Städtchen sprach damals von der Partnerschaft. Ein anderes Projekt war die „Konfirmandenbibel“: Bei allen Konfirmationen wurde seit Jahren die Kollekte zur Finanzierung von Bibeln für die Konfirmandinnen und Konfirmanden der Partnergemeinde bestimmt. Für viele Kinder in Afrika war es das erste eigene (und aus Mitteln der Eltern unbezahlbare) Buch ihres Lebens. Die Aktion wurde auch in der Lokalpresse erwähnt – mit Fotos von afrikanischen Kindern mit den gesponserten Bibeln.

Partnerschaft auf Graswurzelebene – alle Gruppen in der Gemeinde einbeziehen

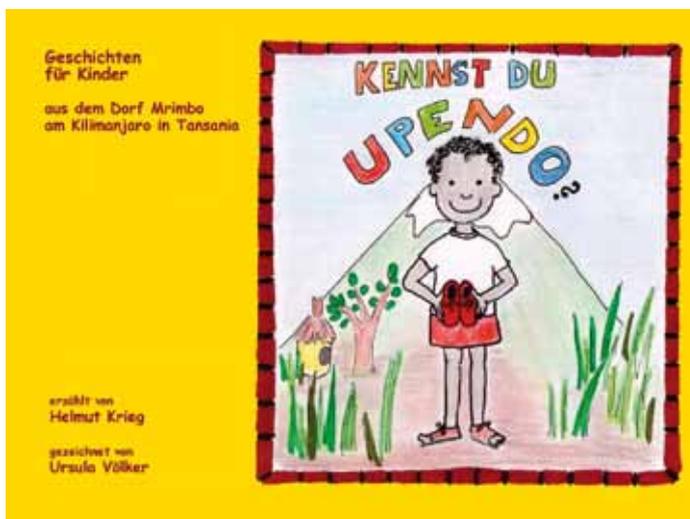
Wichtig ist: Die Partnerschaftarbeit muss an der Graswurzelebene ankommen. So haben wir in Heikendorf versucht, allen Gruppen einen spannenden Blick in das unbekannte Land zu vermitteln.

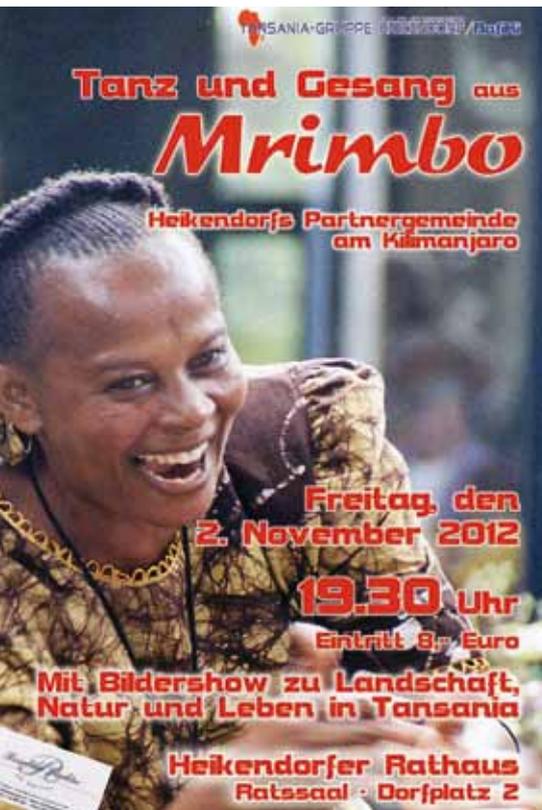
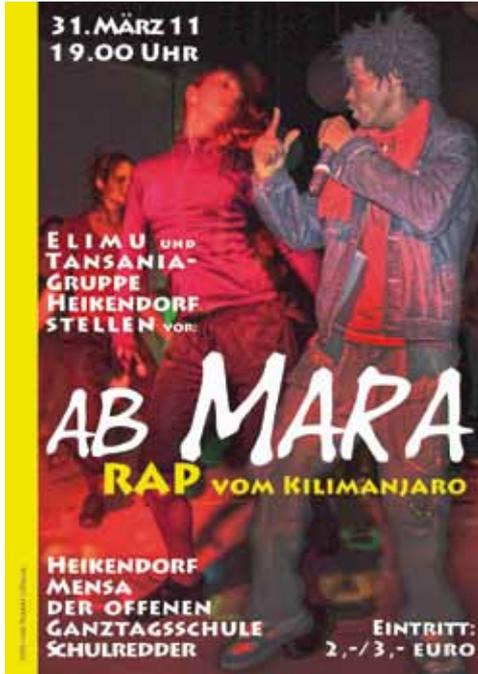
Für den Kindergarten entstand ein Buch über das Leben eines tansanischen Mädchens „Kennst du Upendo?“ von Helmut Krieg und Ursula Völker, aus dem jedes Jahr vorgelesen wird. Am Tansania-Sonntag leisten die Kinder regelmäßig ihren Beitrag.

Für den Kindergarten in Heikendorf entstand dieses Buch, das vom Leben in der Partnergemeinde erzählt.

Die Frauengruppen halten Briefkontakt und beteiligen sich an Frauenprojekten (Trockenpresse für Früchte, Maismühle usw.). Noch wichtiger ist uns aber die Unterstützung durch eine regelmäßige Spende – damit Frauen in der Partnergemeinde an Seminaren für Ernährung, Erziehung oder Aids-Aufklärung teilnehmen können. Bisher scheiterte das an den Seminarkosten.

In den Gottesdiensten richten wir immer mal wieder Grüße aus, lesen Briefe der Partner vor (wie es in der Gemeinde in Tansania selbstverständlich ist) und beten in der Fürbitte für sie. Mit Benefizveranstaltungen im Gemeindehaus erreichen wir Menschen, die gern Konzerte, Filmabende oder Theateraufführungen besuchen. Die Tansaniagruppe sorgt stets für Essen und Trinken und berichtet eindrucksvoll über die Situation in den Partnergemeinden.





Zwei Veranstaltungsplakate und Eindrücke von einem Tansania-Tag der Kirchengemeinde.

Grenzen überwinden, einander verstehen – die Partnerschaft zieht Kreise

Als Christinnen und Christen wollen wir mitwirken, Vorurteile abzubauen und Grenzen zu überwinden, auch wenn Glaube und Kultur sehr verschieden sind. Wir wollen einander verstehen und akzeptieren. Das gelang bisher durch Besuche und Gegenbesuche – plötzlich ist man sich nicht mehr fremd.

Zum Beispiel luden wir einen Chor von zwölf Jugendlichen ein, die privat untergebracht wurden. Daraus entwickelten sich Freundschaften. Umgekehrt schlafen wir in unseren Partnergemeinden auch immer in privaten Unterkünften, um nahe bei den Menschen zu sein. Partnerschaft heißt ja auch, „über den eigenen Tellerrand“ zu schauen“. Die Kirchengemeinden sollen heraustreten aus ihren kleinen Zellen. So haben wir regelmäßig Projektstage in den Schulen angeboten – entstanden ist daraus eine Schulpartnerschaft. Oder wir haben pensionierte Ärzte angesprochen, daraus entstand der Verein „Kieler Ärzte für Afrika“, der inzwischen 30 Mitglieder hat. Und bei der Stadt Kiel haben wir wegen einer Städtepartnerschaft mit der Provinzhauptstadt Moshi angefragt.

Kennenlernen baut Vorurteile ab. Wir haben uns anstecken lassen von der Fröhlichkeit der tansanischen Menschen und sehen unseren Glauben oft neu, wenn wir den gelebten Glauben unserer afrikanischen Freunde im Alltag erleben durften.



Besuche in beiden Richtungen: die tansanische Delegation bei der Stadtpräsidentin von Kiel (2012) und die deutsche Delegation bei der Eröffnung einer Schule für Behinderte (2011).



Mitarbeiten am Reich Gottes in dieser Zeit – vier Merksätze

1. „Ökumene – die andere Globalisierung“: Partnerschaften vermitteln Einsicht in die Wirklichkeit der „Einen, Heiligen, Allgemeinen und Apostolischen Kirche“. Wir sind nicht allein – wir sind Teil eines großen Ganzen. Richtig verstandene Globalisierung stärkt dieses Bewusstsein und das Gespür für eine gemeinsame, gegenseitige Verantwortung in der Liebe Jesu Christi.

2. Partnerschaften sind ein gutes Mittel gegen die „gefühlte Hilflosigkeit“. Wir machen uns oft kleiner, als wir sind. Wir nehmen Unfrieden, Ungerechtigkeit und Unterdrückung zu schnell hilflos zur Kenntnis. Diesem Ohnmachtsgefühl wirkt eine aktive Partnerschaft entgegen. Partnerschaft lässt die Einsicht wachsen: Ich kann etwas tun, wir können etwas tun, Hand in Hand und miteinander. Ein afrikanisches Sprichwort weist den Weg: „Wenn viele kleine Leute an vielen kleinen Orten viele kleine Schritte tun, dann werden sie das Gesicht dieser Welt verändern.“ „Was können wir tun, um zu helfen“, fragte vor vielen Jahren ein Konfirmand meinen Freund Samueli Kiwelu. Seine Antwort: „Gebt uns gerechte Preise für unseren Kaffee, und den Rest erledigen wir selbst.“

3. Partnerschaften vermitteln theologische Einsichten und spirituelle Impulse. Ich lerne das Evangelium aus der Perspektive meiner Partnerinnen und Partner kennen. Ich entdecke neue Einzelheiten, neue Botschaften. Der müde gewordene Glaube der westeuropäischen Kirchen empfängt entscheidende Impulse – gewissermaßen eine Frischzellenkur. Gemeinden mit einer lebendigen Partnerschaft sind darum häufig auch theologisch und spirituell lebendige Gemeinden.

4. Partnerschaftsarbeit schenkt Anteil am Konziliaren Prozess der Weltchristenheit: Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung sind zurzeit die drei großen Herausforderungen der Menschheit. Partnerschaftsarbeit bezieht mich ein und macht mich zum Mitarbeiter am Bau des Reiches Gottes in dieser Zeit.

► Lesen Sie auch den Bericht zum Meierei-Projekt in Kapitel 5.

KONTAKT UND INFOS

*propst.petersen@
kirchenkreis-ploe-se.de,
doris.krieg@gmx.de*

*Mehr zur Partnerschaft
zwischen der Kirchengemeinde Heikendorf und vier lutherischen Gemeinden in Mrimbo:
www.kirche-heikendorf.de*

Öffentlichkeitsarbeit ist Arbeit – elf Tipps

Von **Freddy Dutz** (Pressereferentin
im Evangelischen Missionswerk
in Deutschland, EMW)

Auch für die Öffentlichkeitsarbeit von Partnerschaftsgruppen gilt: Inspiration ist hilfreich, Transpiration nötig. Also nicht auf die Muse hoffen, sondern üben, üben, üben! Die folgenden Empfehlungen sollen Ihnen dabei helfen.

1. Viele Interessengruppen möchten „in die Medien“. Beantworten Sie deshalb vorab einige Fragen zu Ihrer Gruppe:

- Warum soll die Öffentlichkeit an unserer Gruppe interessiert sein?
- Was ist an unserer Gruppe und unserem Anliegen besonders?
- Was wollen wir erreichen und warum?
- Was entgegnen wir Kritikern?
- Was ist das Ziel unserer Öffentlichkeitsarbeit?

2. Blogs sind kein Ersatz für die Berichterstattung in den traditionellen Medien. Möglichst alle „Kanäle“ unter Berücksichtigung der jeweils eigenen Gesetze und Regeln zu beliefern ist Aufgabe von Öffentlichkeitsarbeit.

3. Redaktionen haben die Hoheit über Texte, Überschriften, Bildwahl und -ausschnitt und Bildunterschriften. Sie legen fest, ob und wie Ihre „Geschichte“ in die Vor-Veranstaltungs-Berichterstattung kommt, ob sie „nur“ einen Veranstaltungshinweis oder eine Nach-Berichterstattung wert ist oder als Live-Berichterstattung ins Programm genommen wird.

4. Eine aus Ihrer Gruppe gewählte Person ist für die Organisation und das Zustandekommen von Texten, Bildern oder Tönen verantwortlich. Sie wird von der Gruppe unterstützt.

5. Finden Sie die Namen der zuständigen (Ressort-)Redakteurinnen und -redakteure in all denjenigen Medien heraus, die für Ihr Thema in Frage kommen. Allgemein an „die Redaktion“ gerichtete Schreiben werden verworfen.

6. Stellen Sie die Gruppe den Redaktionen aller Medien vor – (Web-)Lokalzeitung und -Radio, Anzeigenblatt, Kirchenzeitung etc. – und avisieren Sie künftige Zuarbeit. Zu einem späteren Zeitpunkt informieren Sie über ihre konkreten Pläne. Verabreden Sie detailliert, wann und wie Bilder, Pressemeldungen und Berichte zu schicken sind und/oder laden Sie eine Reporterin/ einen Reporter zur eigenen Berichterstattung ein.

7. Wenn Sie von einer Auslandsreise aktuell berichten wollen, klären Sie mit Ihren Gastgebern die technischen Anforderungen: Gibt es vor Ort Kamera, Computer, Internet-Zugang etc. und eine verlässliche Stromversorgung?

8. Lernen und üben Sie das Schreiben von Presstexten für die unterschiedlichen Medien und das Herstellen journalistischer Bilder. Ein Medientraining zu absolvieren ist hilfreich.

9. Informieren Sie sich über Presse- und Urheberrecht.
10. Klären sie mit Ihren Partnern die Rolle, die sie in Ihrer Öffentlichkeitsarbeit übernehmen sollen. Jedes Land, jede Region hat andere Gepflogenheiten in der Pressearbeit.

11. Halten Sie gegenüber Partnern und Redaktionen ihre Versprechungen.

KONTAKT UND INFOS

freddy.dutz@emw-d.de



Meditation: Das lebendige Brot

Von Pastorin **Susanne Thiesen**
(Ökumenische Arbeitsstelle
Schleswig-Flensburg)

Tanzend und singend bringen die Frauen der tansanischen Kirchengemeinde Mwika ihre Festtagstorte zur Leiterin unserer Partnerschaftsgruppe. Ihr gebührt die Ehre, sie für 60 Waisenkinder, ihre Betreuerinnen und uns Gäste aufzuteilen. Es gelingt. Ein kleines Stück für jede einzelne Person, niemand geht leer aus.

„Es ist genug für alle vorhanden!“ Eine Ansage, die Christus nicht nur macht, sondern verkörpert. Er sieht die vielen, die hungern. Er nimmt die fünf Brote und zwei Fische. Aus seiner Hand reicht es für alle. „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgestiegen ist.“ Christus ist uns und allen zum lebensrettenden Brot geworden durch Selbsthingabe – Triebfeder und Proviant für die Partnerschaften im Weltdorf.

Er verabschiedet sich vor seiner Passion mit den Worten: „Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird größere als diese tun, denn ich gehe zum Vater. Und was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun.“ Er rechnet mit den Jüngern, also mit uns. Er fordert uns heraus und macht Mut, verantwortlich zu handeln, zu teilen, Gerechtigkeit zu leben und Früchte zu tragen. Er ruft uns, dem nachzuspüren und neu zu definieren, was das heute heißt: „Gebt ihr ihnen zu essen!“

Das heißt heute: sich einüben in einen nachhaltigen Lebensstil, sorgsamer umgehen mit Ressourcen, sich verabschieden vom Ausbeuten der Schöpfung und sich einsetzen für eine gerechte Wirtschaftsordnung. Denn Christus ist gekommen, dass wir das Leben und volle Genüge haben.



Brotgebet

Brot – zusammengewachsen aus vielen Körnern geknetet von kräftigen Händen, aufgegangen und Nahrung geworden. So wie sich die Körner zu einem Brot zusammenfügen, so wächst Gemeinschaft. Wächst und geht auf durch Gottes Kraft und wird zur Nahrung, zu gutem Leben für viele. Im Namen des Befreiers, Jesus von Nazareth, wollen wir für das

Leben eintreten. Wir sind nicht allein. Partnerinnen und Partner, Freundinnen und Freunde auf der ganzen Welt sind mit uns. In unserer Zuwendung zueinander bist Du, Gott des Lebens, uns nahe. Darum wollen wir Deine Freundlichkeit austeilen, Dein Lächeln weitergeben, Deine Hoffnung leben, mit Dir für das Leben eintreten und Brot miteinander teilen.



So organisieren Sie Besuche

Von Pastorin **Evamaria Drews**
(Ökumenische Arbeitsstelle
Dithmarschen),
Silke Leng (Ökumenische
Arbeitsstelle Altholstein),
Pastor **Thorsten Pachnicke**
(Ökumenische Arbeitsstelle
Rantzeu-Münsterdorf)

Los geht's: Eine ökumenische Begegnungsreise steht an. Sie wollen die Partner besuchen, oder die Partner kommen nach Deutschland. Was dabei zu beachten ist, erfahren Sie in diesem Kapitel – von der Themenfindung über Geld bis zur Programmgestaltung.



Ökumenische Lernreisen brauchen ein Thema

Für eine Begegnungsreise – ob Besuch bei den Partnern oder Einladung von Gästen zu uns – gibt es viele Motive. Die Reise kann dazu dienen, eine neue Partnerschaft zu begründen oder eine bestehende zu stärken, Fragen zu klären oder Konflikte zu bearbeiten. Deshalb sollten Sie sich schon bei der Vorbereitung über die jeweilige inhaltliche Ausrichtung klar werden.

Die Partnerschaft selbst ist immer Thema. Doch gerade deshalb muss klar sein, welches spezifische Ziel nun diese Reise haben soll. So wird vor der Begegnung der eigene Standort deutlich: Wie sehe ich die Zukunft der Beziehung, welche Konflikte nehme ich wahr, welche gemeinsamen Projekte für die Zukunft erhoffe ich ...? Das braucht Zeit und Aufmerksamkeit.

Ist die Partnerschaft an sich denn nicht Thema genug? Nein, ökumenische Lernreisen haben – neben der Pflege der Partnerschaft – immer auch ein fokussiertes Thema, das Sie erst finden müssen. Dazu drei Beispiele:

1. Das Thema ergibt sich aus der Klärung der eigenen Interessen.

Dieser Weg beginnt mit der Frage: Was will ich bei diesem Besuch eigentlich lernen? Auf einer Reise nach Tansania sagte eine Teilnehmerin: „Ich möchte miterleben, wie der Alltag der Frauen aussieht, wie sie kochen, waschen, worüber sie reden ...“. Schon aus so einem einfachen Wunsch lässt sich eine Reiseidee entwickeln und ein Programm entwerfen. Eine Folgerung ist, mit einer reinen Frauengruppe zu reisen. Denn viele Bereiche des Alltags von Frauen bleiben für Männer verschlossen.

Das Beispiel macht die Schritte deutlich:

- Ich werde mir über meine Interessen und Motive klar.
- Ich kläre, welche Konsequenzen sich daraus ergeben (Ansprechpartner vor Ort, Programmpunkte ...).

Das erfordert Mut, weil es andere Möglichkeiten – für dieses Mal! – eventuell ausschließt.

2. Das Thema ergibt sich aus aktuellen Fragen der Zusammenarbeit.

Dieser Weg reflektiert für die Partnerschaft relevante Fragen. Ein Beispiel: Über einen Schulfonds wurden jahrelang Jugendliche unterstützt. Ihre Schulgebühren wurden anteilig übernommen, so konnten Kinder, die sonst nicht die Gelegenheit gehabt hätten, eine gute Schulbildung erhalten. Dann schaffte der Staat die Schulgebühren ab. Da sich die Investition in Bildung als sehr nachhaltig erwiesen hatte, wollten die Partner eine neue Form finden. Daraus ergab sich für die Reise das Thema „Bildung“.

Welche Veränderungen nehmen die Partner wahr? Welche Bedeutung räumen sie dem Thema Bildung künftig ein? Für Besuche, auch mehrtägige – von Schulen und anderen Bildungseinrichtungen wurde ausreichend Zeit eingeplant, um zu erfahren: Wie groß sind die Klassen, wie ist der Zugang für Jungen und Mädchen, ...? Und die Gruppe überlegte vorab, wer auf bestimmte Fragen achten könnte und welche Informationen von der Partnerkirche oder staatlichen Stellen zu erfragen wären. Am Ende der Begegnung sollten die Beobachtungen mit den Partnern ausgewertet werden. Ziel war eine Vereinbarung, ob und wie der Fonds künftig genutzt werden sollte.

3. Das Thema ergibt sich aus der Bildungsarbeit der eigenen Kirche.

Auch die Kampagnen unserer Kirche (Aids, Klima etc.) eignen sich, um das Thema für die Reise zu entwickeln. Welchen Bezug haben die Partner dazu? Wie können wir darüber ins Gespräch kommen?

Aber Vorsicht: Hier verbergen sich Gefahren! Der Zugang im Partnerland zu diesen Themen ist anders. Unterschiede in Bildung und Kultur führen zu Unterschieden im Wissensstand bzw. im Umgang mit den Erkenntnissen. Ziehen Sie deshalb auf beiden Seiten Fachleute hinzu. Dann sind interessante Entwicklungen möglich.

Begegnungen: Für das Thema „Aids“ sollte der Besuch einer Beratungsstelle zur Vorbereitung bzw. bei einer Besuchsreise zum Programm gehören. „Klimagerechtigkeit“ wurde auf einer Reise zum Beispiel nach Kenia – und auf einem Pilgerweg der englischen Diözese Durham. einem Gang zur Quelle des Dorfes erfahren; sie führt deutlich weniger Wasser, seit man den umliegenden Wald abgeholzt hat. Aus solchen Gesprächen können sich neue Ideen ergeben – beispielsweise ein Baumpflanzprojekt zusammen mit der Partnergemeinde.





Geld und Geschenke

Über Geld spricht man nicht ... Aber meist spielt es eine große Rolle bei Begegnungsreisen und läuft daher immer als unterschwelliges Thema mit. Es kann die Arbeit am verabredeten Thema einer Begegnung schwer machen oder auch vollständig überlagern. Deswegen sollten Sie sich schon in der Vorbereitung klarmachen, welche Kosten anfallen, wer dafür aufkommt und an welcher Stelle das Thema „Geld“ seinen Raum bekommen soll.

Kostenplan und Abrechnung. In der Checkliste Finanzen (> am Schluss des Kapitels) sind die Kosten für Vorbereitung und Durchführung einer Begegnungsreise aufgeführt. Das Thema spielt allerdings auch hier eine Rolle. Soll bei einer Jugendbegegnung zum Beispiel ein Theaterstück entstehen, empfiehlt es sich, für intensivere Arbeit gemeinsam wegzufahren. Damit fallen Kosten für ein Tagungshaus o. ä. an. Aber auch bei anderen Besuchen kann, etwa zur Evaluation, ein Klausurtag außerhalb hilfreich sein. Für andere Themen wiederum muss Material angeschafft werden, zum Beispiel beim Regenbogen-Projekt (siehe S. 72).

Klären Sie im Voraus, welche Auslagen durch die Reisekasse erstattet werden. Das gilt für private Unterbringung, Verpflegung oder Freizeitprogramm bei uns ebenso wie für ein gemeinsames Essen oder ein gemeinsames Gastgeschenk bei privater Unterbringung durch die Partner. Für die abrechnende Person ist es oft ein hoher Zeitaufwand, die Kosten zu sammeln und den Überblick zu behalten. Es ist gut, wenn Verantwortliche von beiden Partnern eine solche Abrechnung gemeinsam erstellen.

Wer zahlt was? Von einer Begegnung profitieren in der Regel beide Partner. Deswegen sollten auch beide zur Finanzierung beitragen. Bei der Auswahl der Delegation haben Sie darauf geachtet, dass tatsächlich die Fachleute fürs Thema dabei sind. Nun müssen Sie klären, etwa beim Thema Kindergarten, wie sich eine Erzieherin aus dem Partnerland die Kosten für Pass und Visum oder eine Erzieherin mit Teilzeitstelle hier den Flug leisten kann. Sind sich beide Partner einig, dass ihnen das Thema am Herzen liegt, ist auch klar, dass sie dafür finanzielle Unterstützung leisten müssen.

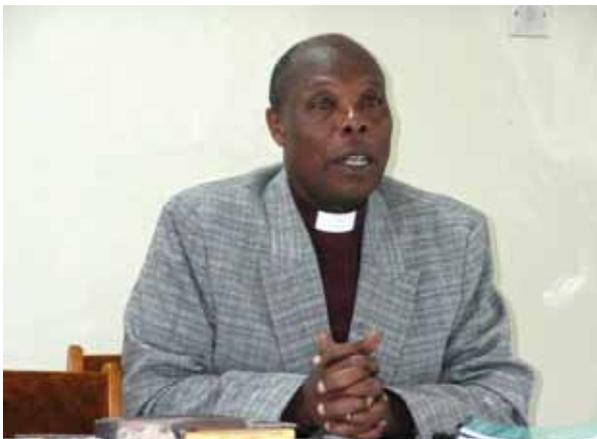
Oder spricht man besser doch über Geld? Wenn „Geld“ nicht zu viel Raum einnehmen soll, geben Sie ihm Raum! Bei Projekten innerhalb einer Partnerschaft sollten alle Beteiligten von vornherein wissen, wann sie ihre Wünsche und Fragen dazu besprechen können.

Es kann auch klärend sein, einmal offen auszusprechen, wie hoch ein Durchschnittsgehalt in Deutschland ist und welche Kosten davon gedeckt werden müssen. Daneben können die Zahlen aus dem Partnerland gestellt werden. Eine solche Aussprache relativiert in der Regel bei beiden die Vorstellung vom eigenen Vermögen und Unvermögen.

Hilfreich sind eigene Erfahrungen mit der Landeswährung: Die Partner könnten hier ein Essen zusammenstellen und einkaufen (eventuell verwenden sie dafür ein Taschen- oder Wirtschaftsgeld). Oder sie bezahlen selbst für eine Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Gleiches können wir im Partnerland tun. Das trägt dazu bei, ein Gefühl für den Wert der Landeswährung zu bekommen.

Taschengeld. Das ist ein sensibles Thema – und die finanziellen Verhältnisse verschieben sich fortwährend auch bei unseren Partnerinnen und Partnern. Was für die einen eine willkommene Unterstützung bedeutet, kommt für andere fast einer Beleidigung gleich. Der tansanische Bauunternehmer, der als ehrenwerte Stütze seiner Gemeinde mit der Delegation zu den deutschen Partnern reist, benötigt hier kein Taschengeld. Wir sollten uns auch fragen: Wofür ist das Taschengeld der Gäste? Für ein Eis, einen Kaffee? Oder um große Geschenke für die Lieben zu Hause einzukaufen? Da auch bei den deutschen Teilnehmenden die finanziellen Möglichkeiten unterschiedlich sind, hilft die offene Diskussion im Vorwege.

Als Richtwert für das Taschengeld an Gäste aus Partnerländern empfiehlt das „Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit“ 8 Euro pro Tag und Person (Stand 2012). Eine gute Regelung kann es sein, das Geld schon vor der Reise aushändigen zu lassen. Dann ist nicht das erste Erlebnis der Gäste bei uns, dass Sie einen (eventuell sehr hohen) Geldbetrag in die Hand gedrückt bekommen.



Geschenk von Herzen

*Bischof Kahuthu aus Kenia sagte einmal:
„Wenn ein Geschenk von Herzen kommt, spielt
es keine Rolle, wie viel es gekostet hat.“
Er meinte damit sowohl hohe als auch niedrige
Beträge.*



Geldgeschenke. Da Geldgeschenke eine partnerschaftliche Beziehung nicht selten belasten, muss die Gruppe vorher eine verbindliche Vereinbarung treffen. Empfehlenswert ist folgende Regel: Alle (Geld-)Geschenke außerhalb des kleinen Gastgebergeschenks werden öffentlich überreicht – dies schließt auch sogenannte private Geldspenden ein. Besser noch: auf private Geldgeschenke wird verzichtet.

Gastgeschenke. „Was für ein Gastgeschenk können wir mitbringen?“, fragen sich auch erfahrene Reisende jedesmal wieder. Vielleicht ist es hilfreich, dabei an einen Besuch bei Freunden in Deutschland zu denken: Worüber würden sie sich freuen? Warum sollen sich unsere Partner in Tansania oder Indien nicht ebenfalls darüber freuen? Duschgel oder Schokocreme sind mittlerweile an vielen Orten erhältlich, warum sollen wir diese Artikel also aus Deutschland mitbringen? Eine Richtlinie für private Geschenke an Freunde könnte die Größe eines „Geburtstagsgeschenks“ sein. Mitbringsel für die Kinder sollten schön und sinnvoll sein (z. B. Kugelschreiber, Hefte, Bälle, ...).

Weitere Geschenke. Bedenken Sie immer: Was ist Anlass für ein Geschenk? Welche Erwartungen wecken oder erfüllen wir? Verzerren sie das Bild unserer eigenen finanziellen Möglichkeiten? Gibt es Folgekosten (zum Beispiel: Wer zahlt das Übergepäck)? Geschenke, die wir zu unseren Partnerinnen und Partnern mitnehmen, sollen ihnen nicht das Gefühl vermitteln, wir benutzen sie als Müllhalde für unseren Elektroschrott. Beachten Sie: CDs sind nur begrenzt einsetzbar, oft gibt es keine Geräte bzw. keinen Strom. Bevorzugen Sie Geschenke mit Symbol-Charakter, persönlichem Bezug oder mit regionalem Wert.

Vorbereitung

Neben dem Thema können weitere Kriterien die Zusammensetzung der Gruppe bestimmen: Alter, Geschlecht, Sprachkompetenz, besondere Aufgabe/Rolle während der Begegnung. Die Größe der Delegation ist mit den Partnern abzusprechen. Wenn Sie mit dem Thema schon das Reisedatum vereinbaren, bestehen bessere Chancen, dass die richtigen Ansprechpersonen auch dabei sind. Nicht vergessen: Sprechen Sie Einladungen schriftlich aus, beantragen Sie Pässe und Visa!

Aus der intensiven Beratung der Ziele, Aufträge und Aufgaben der Begegnungsreise resultiert das Programm. Je konkreter die Absprachen mit den Partnerinnen und Partnern sind, umso intensiver kann die Begegnung werden. Aus der themenbezogenen Entwicklung des Programms können sich auch diverse Wege der Finanzierung ergeben.

„Da mein Mann und ich uns in gewisser Weise über die Partnerschaftsarbeit kennengelernt hatten, war natürlich das Hochzeitsfoto für alle kongolesischen Freunde der ‚Renner‘.“

*Mischhebel-Armaturen
sind nicht allen
Menschen geläufig.
Ein kongolesischer Gast
duschte tagelang kalt,
weil ihm niemand
diese Technik korrekt
erklärt hatte.*

Für Gäste und Gastgeber: Freiheit und Grenzen benennen. Eine Begegnungsreise bedeutet für alle Seiten ein befristetes Leben in enger Gemeinschaft, in einer komplett anderen Konstellation als sonst. Daher müssen die persönlichen Bedürfnisse nach Nähe und Distanz offen angesprochen und miteinander beraten werden. Dies auf zweierlei Weise: erstens in der eigenen nationalen Gruppe und zweitens in der internationalen Gruppe. Wann darf ich mich zurückziehen? Kann ich einen Programmpunkt aussparen? Welche Pausen und Rückzugsräume brauchen Gastgeber und Gäste?

Rolle und Aufgabe als Gastgeber. Die spannendsten Erfahrungen ergeben sich im Alltag! Dazu gehören: gemeinsam Staub saugen, Rasen mähen, Frühstück vorbereiten, einkaufen – sprich: all die Dinge, die wir einem Gast sonst abnehmen. Die kulturellen Unterschiede der Aufgabenverteilung sollten Sie dabei wertschätzend bedenken. Zwei Beispiele: Ein hochrangiger Kirchenvertreter aus Zentralafrika freute sich sehr, in der Küche seiner deutschen Gastgeberin seinen traditionellen Getreidebrei zu kochen. Dies war ihm in Amt und Männerrolle möglich und war ihm sogar eine Ehre. Weitere Küchenarbeit jedoch stand völlig außer Frage. – Eine junge Krankenschwester erfreute sich an allen häuslichen Aktivitäten, die nicht ihrer Rolle im Kongo entsprachen: Bohrmaschine ausprobieren, Rasen mähen ... Aber noch mehr Freude brachte der gerade 20-Jährigen, Kind sein zu dürfen, zu schaukeln und Inliner zu lernen. Stellen Sie sich auf Gäste ein, berücksichtigen Sie ihre Sozialisation und Lebenssituation (ob sie aus der Stadt oder vom Land kommen, erstmalig reisen usw.), und erweitern Sie die eigene sprachliche Kompetenz. Mit gezielter Aufmerksamkeit können Sie auch in kulturellen Unterschieden (etwa bei Toiletten- und Badausstattung) die Gemeinsamkeit entdecken (Hygiene).

Rolle und Aufgabe als Gast. Eigentlich ist jedem Menschen selbstverständlich, wie man sich als Gast verhält. Im interkulturellen Zusammenhang einer Partnerschaftsreise sollten Sie sich jedoch ein paar Dinge vorab bewusst machen.

- Essen (und die Befürchtung, fremdes Essen nicht zu mögen) spielt immer eine wichtige Rolle. Vielleicht wollen die Gastgeber den Gast mit einem besonderen Essen ehren. Das kann zum Beispiel das extra geschlachtete Huhn sein. Wer Vegetarier ist, könnte das im Vorfeld erklären. Oder aber für die Zeit der Reise überlegen, auf den Verzicht zu verzichten.
- Die Gastgeber haben Orte und Einrichtungen, die sie den Gästen gerne zeigen möchten. Bei anderen Orten kommen sie gar nicht auf die Idee, dass Gäste sich dafür interessieren könnten; oder es gibt Plätze, die nicht gezeigt werden sollen. Beziehen Sie daher die Gastgeber ebenso in die Planung ein wie den Reiseführer oder ehemalige Gereiste. Vielleicht kann das Programm auch für eine Überraschung Freiraum lassen.



- Wie gesagt: Die spannendsten Erfahrungen ergeben sich im Alltag! Also gilt auch für die Rolle als Gast: mitmachen und die Gastgeber ruhig auch auf Extras hinweisen, an denen man Interesse hat. Bedenken Sie dabei die kulturellen Unterschiede: Unser Verständnis von Rollenauflösung oder -tausch ist in anderen Kulturen nicht automatisch positiv. Frauen in Tansania erleben ihr Kochhaus auch als großen Freiraum für offene Gespräche und Kontakte – ohne Männer.
- Grundsätzlich gilt: Gastgeber sind die Experten in ihrer Umwelt. Um das nicht zu vergessen hilft die Faustregel: Fragen stellen statt Antworten geben.

Bei regelmäßigen Vorbereitungstreffen können Sie die Rolle als Gast einüben. Es macht Spaß und stärkt die Lust auf gemeinsame Erfahrung, miteinander die andere Kultur zu entdecken (eigene Bilder vom Partnerland entwickeln, Literatur, Filme, Musik), die Geschichte des Landes kennenzulernen, Sprachfloskeln einzuüben oder gemeinsam landestypisch zu kochen.

Mögliche Krisen – wie Krankheit, Verlust der Papiere oder Probleme mit dem Essen – können Sie vorher im Rollenspiel durchgehen (und dabei vielleicht besondere Talente entdecken). Eine gute Kommunikationshilfe auf der Reise sind Fotos der eigenen Familie und Postkarten aus der Heimat. Am besten in mehreren Exemplaren, da sie gern behalten werden. Merke: Reisen ist anstrengend und gegenseitige Rücksichtnahme das Geheimnis des Erfolgs!

Ideen für Begegnung und Austausch. Ein verlässlicher Tagesablauf mit vereinbarten gemeinsamen Zeiten ist ein Rahmen, in dem sich die Einzelnen sicher und frei bewegen können und spontane Begegnungen möglich sind. Mit Ritualen wie einer gemeinsamen Morgenrunde oder einem Tagesabschluss ist für alle Teilnehmenden stets klar, wo Eindrücke, Fragen, Sorgen ihren Platz haben.

Sicherheit schafft auch, wenn Sie Andachten oder Bibelarbeiten, möglichst abgestimmt auf das Thema der Reise, einplanen und vorbereiten. Machen Sie sich dafür mit fremdsprachigen Bibelstellen und Vokabeln vertraut. Zwei bis drei vorbereitete Andachten reichen, zumal, wenn Sie oft den Ort wechseln.

Christliche Begegnungsreisen leben auch im Gebet. Die Traditionen sind sehr unterschiedlich, daher sollten Sie Gebete bereithalten und üben, frei zu beten.

Auch Seminare brauchen gemeinsame Vorbereitung. Die Teilnehmenden sollten sich dabei über die eigene Position klar werden und in einen offenen Austausch eintreten (zum Beispiel zu HIV/Aids, gleichgeschlechtlichen Lebensformen, Armut/Reichtum). Um praktisch und konkret zu werden, können Sie schriftliche Statements formulieren, sich über Bibelstellen austauschen und fragen: Wie beschäftigt uns das Thema zurzeit persönlich im Alltag, politisch, gesellschaftlich, kirchlich?

Rahmenbedingungen für Verhandlungen und neue Verträge müssen vorab mit den

Leitungsgremien der Kirche geklärt werden. Verhandlungspapiere sollten in den benötigten Sprachen vorbereitet und mehrfach vorhanden sein.

Aufgaben verteilen. Innerhalb einer Gruppe müssen Sie klare Absprachen über Entscheidungsprozesse treffen. Sonst können sehr schnell gruppeninterne Konflikte die Begegnungsreise dominieren.

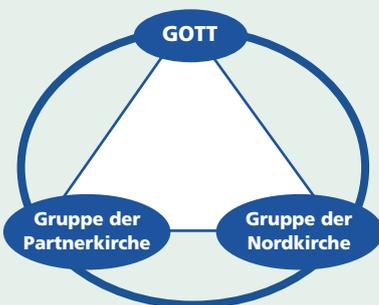
Verabreden Sie: Wer hat welche Rolle? Wer spricht offiziell für die Gruppe? Wer sagt wann was – bei Begrüßungen, Verabschiedungen, zu Beginn von Verhandlungen? Soll das immer der Pastor, immer der Mann sein? Wenn Ehrenamtliche die Delegation leiten, müssen sie auch die ersten Ansprechpersonen für die Gastgeber sein. Ebenso können Sie die Verantwortung für Bibelarbeiten, für Programmdetails oder –änderungen verteilen. Und legen Sie vorher auch fest, wer für Berichte und Abrechnungen zuständig ist – sie gehören unabdingbar zu einer Begegnungsreise.

Programm

Ziel einer christlichen Begegnungsreise ist es, den Gaststatus zu überwinden durch ein geschwisterliches Zusammenleben, sozusagen im Vorgriff auf das Reich Gottes. Bedenken Sie bei der Programmplanung deshalb die folgenden Elemente.

Strukturen schaffen für den Begegnungsalltag. Das gemeinsame Leben und Arbeiten benötigt Strukturen. Dazu folgende Vorschläge:

- Täglich feste Zeiten für kurze Feedbacks helfen, die oben beschriebenen Gruppenprozesse kreativ zu nutzen. Solche Treffen können mit oder ohne die Partner sinnvoll sein. Entscheiden Sie nach Situation!
- Begegnungsreisen in unserem Kontext sind Ausdruck einer christlichen Lebensweise. Das sollten Sie in gemeinsamen spirituellen Zeiten (Morgen- oder Abendgebet, Bibelarbeit, ...) vertiefen. Andachten fördern das gemeinsame Lernen und den Gruppenzusammenhalt, sie bieten Raum, um für die Begegnung zu beten, die Gruppendynamik zu beleuchten und Erlebnisse zu verarbeiten. Außerdem verdeutlichen sie die Dreiecksbeziehung der Partnerschaft (siehe Schaubild).
- Die Tage sind oft lang. Bewährt hat sich, nach 21 Uhr keine wichtigen Entscheidungen mehr zu treffen.



*Partnerschaft findet statt
in einem spirituellen
und kulturellen Raum.*



- Mit Blick auf Nacharbeit, Berichte usw. können Sie gemeinsam Tagebuch schreiben. Die Verantwortung wechselt täglich innerhalb der Gruppe. So werden nebenbei schon unterschiedliche Bewertungen und Einschätzungen öffentlich gemacht, Ereignisse relativiert und von mehreren Blickwinkeln betrachtet.
- Planen Sie Freizeit ein, das ist wichtig für Gäste und Gastgeber!

Mut zu Programmlücken. Die sehr detaillierten Programme, die Sie bei der Beantragung von Fördergeldern vorlegen müssen, verleiten dazu, sich für eine Begegnung zu viel vorzunehmen. In der Auswertung fällt dann immer wieder der Satz: „Das war alles gut und schön. Aber das Programm war einfach zu voll.“ Ein gutes Programm zeigt Mut zur Lücke. In der Regel bewährt sich, Tage nur halb zu verplanen. Das lässt Raum für Erholung, Verarbeitung der neuen Eindrücke, spontane Entwicklungen und Austausch unter den Reisenden.

Unterbringung. Soll die Delegation in einem gemeinsamen Quartier untergebracht werden – oder (wenn möglich paarweise) privat? Für beide Modelle gibt es gute Gründe. Private Unterbringung ermöglicht in größerem Maß interkulturelles Lernen im Alltag. Es geschieht einfach im täglichen Miteinander – beim gemeinsamen Kochen, Unterwegssein etc. Es kann aber auch überfordern – insbesondere, wenn die sprachlichen Möglichkeiten nur eine begrenzte Kommunikation zulassen.

Im Gegensatz dazu stärkt die gemeinsame Unterbringung der Delegation den Austausch und das gemeinsame Lernen. Am Ende des Tages gibt es jemanden, der vom eigenen Erfahrungshorizont her und in der eigenen Muttersprache die Dinge hört, versteht, korrigiert. Gerade für Jugendliche ist die gemeinsame Unterbringung oft wichtig, um Erlebtes zu verarbeiten. Der Preis ist weniger interkulturelle Begegnung und gemeinsam erlebter Alltag. Empfehlenswert ist eine gute Mischung: zum Beispiel Gruppenphasen am Anfang und Ende des Programms (zum Ankommen und Auswerten), dazwischen eine begrenzte Zeit in privaten Unterkünften (paarweise). Eine Einzelunterbringung ist nur dann empfehlenswert, wenn schon eine lange persönliche Beziehung besteht.

Auswertung. Planen Sie – als Teil des Besuchs – ein bis zwei Tage für die Auswertung ein. Dabei kann es eine gemeinsame Auswertung mit den Partnern geben, ebenso wichtig ist aber auch eine gruppeninterne Phase.

KONTAKT UND INFOS

drews@erw-breklum.de
silke.leng@altholstein.de
thorsten.pachnicke@kk-rm.de

Checkliste: Was an Reisekosten anfällt

Vor der Reise

- Flug- und andere Reisekosten
Zu bedenken: Wird bei Flugreisen eine CO₂-Kompensation eingerechnet, z. B. über die Klima-Kollekte, den Kompensationsfonds christlicher Kirchen (www.klima-kollekte.de)?
- Visa
Für Gäste aus dem Ausland ist es manchmal recht aufwendig, Visa zu beantragen. Immer häufiger treten dabei Schwierigkeiten auf, z. B. werden Gebühren gezahlt, aber keine Visa ausgestellt. Wer übernimmt in diesem Fall die Kosten?
- Pässe
- Versicherungen
Krankenversicherung, eventuell Unfallversicherung (da z. B. Malaria als Tropenunfall gilt), Reiserücktrittversicherung
- Impfungen
Kosten werden je nach Krankenkasse teilweise oder auch ganz übernommen
- Vorbereitungstreffen
- sonstige Fahrten, z. B. zum Flughafen; für die Partner oft Anreise zur Deutschen Botschaft (eventuell mit Übernachtungen verbunden)

Während der Begegnungsreise

- Unterbringung
- kulturelles Programm
- Fahrten
- Souvenirs
- Verpflegung
- Gastgeschenke
- Taschengeld
- Dokumentation

Einen Teil dieser Kosten übernehmen Gastgeber und Reisende privat. Für die Kalkulation sollten die Summen trotzdem als valorisierbare Eigenleistungen aufgeführt werden, um diesen ehrenamtlichen Beitrag nicht unter den Tisch fallen zu lassen. Viele Zuschussgeber rechnen den Betrag auch als Eigenbeitrag an. Souvenirs und Gastgeschenke sind dagegen keine anrechenbaren Beträge.

Finanzierung einer Begegnung

Beginnen Sie frühzeitig mit der finanziellen Planung, da für manche Zuschüsse Fristen eingehalten werden müssen. Auch Kirchengemeinden und -kreise können bei rechtzeitiger Planung einen Betrag für eine Reise oder ein Projekt in den Haushalt einstellen.

Zuschüsse können Sie bei mehreren Stellen beantragen (> Kapitel 10). Die Sätze sind, je nach Reiserichtung, unterschiedlich: Kommen Partner nach Deutschland, können in der Regel die Flugkosten erstattet werden. Bei der Reise einer deutschen Delegation ist pro Person eine Pauschale von 200 Euro möglich (das galt 2012 z. B. für den Kirchlichen Entwicklungsdienst und Bingo!).

Die Kirchenkreise haben in der Regel Gelder, um Begegnungen zu unterstützen. Sprechen Sie dafür die Ökumenischen Arbeitsstellen an. Neben den Institutionen in Kapitel 10 gibt es regionale Stiftungen und Programme, die möglicherweise Begegnungsreisen fördern, etwa die Stiftungen der Sparkassen.



Checkliste: Wie Sie eine Reise entspannt vorbereiten

Diese Checkliste beschreibt den Weg zu einer entspannten, langfristigen Vorbereitung. So haben Sie Zeit, Einzelheiten mit den Partnerinnen und Partnern zu kommunizieren, und können Fristen einhalten.

Ein Jahr vor Reisebeginn

- gemeinsam das Thema der Begegnung überlegen
- sich über mögliche Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Delegation verständigen
- Ziele der Begegnung abstimmen
- Fördermöglichkeiten sondieren – bei manchen Institutionen müssen Anträge sehr langfristig gestellt werden.

6 bis 8 Monate vor Reisebeginn

- Programm planen und festschreiben
- Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Delegation festlegen
- Finanzierung klären und ständig aktualisieren, Sponsoren suchen

wenn Sie ins Ausland reisen:

- Flüge buchen
- Pässe beantragen

wenn Sie ausländische Gäste empfangen:

- Einladung aussprechen, schriftlich

3 bis 6 Monate vor Reisebeginn

wenn Sie ins Ausland reisen:

- Impfungen überprüfen und durchführen, mit den Krankenkassen über Kostenübernahme verhandeln

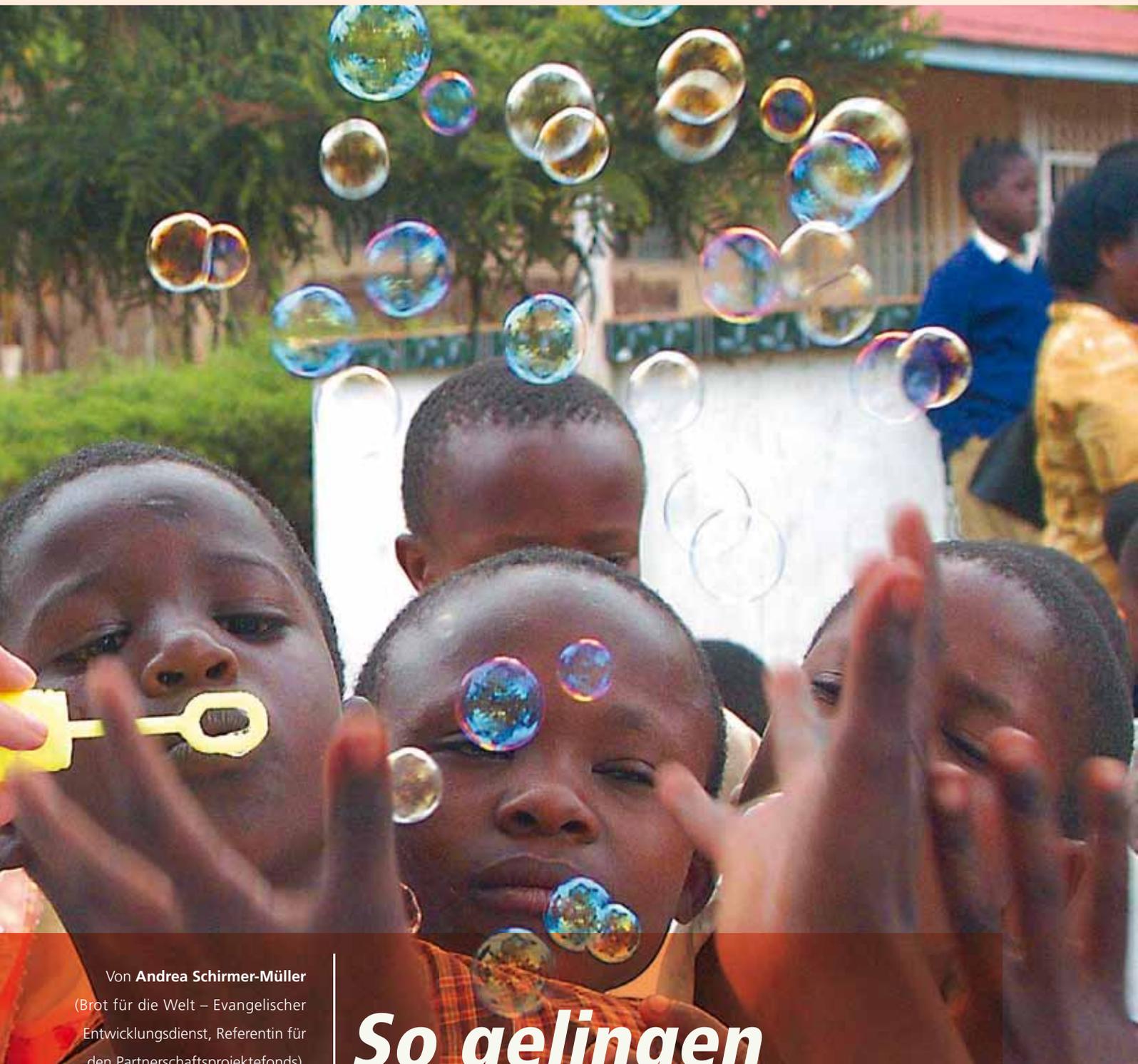
wenn Sie ausländische Gäste empfangen:

- Partnerdelegierte bei der Krankenkasse anmelden (eine Krankenversicherungsnummer ist Voraussetzung für das Visum)
- beim Ordnungsamt Verpflichtungserklärungen holen (das ist die Zusage, alle Kosten zu übernehmen, die der Gast in Deutschland verursachen könnte); dafür eventuell einen Kirchengemeinderatsbeschluss herbeiführen
- die jeweilige deutsche Botschaft über den Besuch informieren (Einladung, Krankenversicherungspolice, Verpflichtungserklärung und Programm mailen)

3 Monate vor Reiseantritt

wenn Sie ins Ausland reisen:

- Flüge bestätigen
- Weg der Visabeantragung klären, evtl. der zuständigen Botschaft die Kosten überweisen



Von **Andrea Schirmer-Müller**
(Brot für die Welt – Evangelischer
Entwicklungsdienst, Referentin für
den Partnerschaftsprojektfonds),
Birte Asja Detjen (freie Journalistin
und Autorin), **Dr. Mirjam Freytag**
(Beauftragte für Kirchlichen
Entwicklungsdienst der Nordkirche)

So gelingen Projekte

Partnerschaften können mit Projekten einhergehen, müssen es aber nicht. Dieses Kapitel gibt einen Überblick: Was müssen Sie bei der Planung bedenken, was sollte in einem Projektvertrag stehen? Wie überwachen Sie den Ablauf, und wie geht die Auswertung vor sich? Wenn Sie sich für ein Projekt entscheiden, werden Sie merken: Gelungene Projektarbeit macht Spaß und motiviert!

Durch Partnerschaftsreisen, den Austausch und die Erlebnisse dabei entsteht bei uns oft der Wunsch, die Gemeinden und Partner im Süden oder Osten zu unterstützen und auf diese Weise zur Verbesserung ihrer Lebensverhältnisse beizutragen. Bei den Begegnungen spielen Hoffnungen, Überzeugungen, der Glaube, aber eben auch die materielle Lebenssituation eine Rolle. Aus der Wahrnehmung der verschiedenen wirtschaftlichen Möglichkeiten und den Gesprächen darüber entwickelt sich das Bedürfnis, etwas zu tun. So führen Begegnungen und das Wahrnehmen von Ungerechtigkeit zu Partnerschaftsprojekten. Sie zeigen: Wir wollen teilen und Solidarität üben.

Was ist ein Projekt?

Partnerschaftsprojekte sind klein und finanziell überschaubar: etwa die Unterstützung eines Kindergartens, der Bau eines Klassenzimmers, die Installation einer Solaranlage oder ein handwerklicher Ausbildungskurs für Jugendliche. Aber auch diese kleinen Projekte brauchen Ordnung und Struktur, um erfolgreich zu sein.

Ein Projekt verspricht aktive Zusammenarbeit und ist gleichzeitig ein Symbol für das partnerschaftliche Miteinander. Ein gut geplantes Projekt fördert den Austausch, es ermöglicht interkulturelles, ökumenisches und entwicklungspolitisches Lernen, und es bietet die Möglichkeit, eigene Kompetenzen in die Beziehung einzubringen. Ein Projekt kann beflügeln, weil es Öffentlichkeit schafft und die Verbundenheit mit den Menschen in der Partnergemeinde vergrößert. Die Umsetzung darf aber nicht das eigentliche Ziel in den Hintergrund drängen: die kirchliche, geschwisterliche Verbindung. Denn eine Partnerschaft braucht nicht notwendig Projekte. Sie kann auch ohne Projekte Gemeinschaft stärken und Weggemeinschaft sein.

Klarer Rahmen, zeitliche Grenze. Im Gegensatz zur Partnerschaft selbst hat ein Projekt einen klar definierten Anfang und ein klar definiertes Ende. Die damit verbundenen Aktivitäten sind zeitlich, finanziell und personell begrenzt. Mit einem Projekt sollen klar beschriebene Ziele und eine zuvor benannte Wirkung erreicht werden. In einem entwicklungspolitischen Projekt geht es darum, Armut zu lindern, Gerechtigkeit herzustellen und Eigenständigkeit zu fördern. Arme, benachteiligte und unterdrückte Menschen sollen fähig werden, aus eigener Kraft und in eigener Verantwortung ihre Lebenssituation zu verbessern. Eine wichtige Voraussetzung ist ein partizipatorischer Ansatz, d. h. die Einbeziehung der Zielgruppe. Denn wer für sich etwas als sinnvoll und hilfreich erachtet, der entwickelt auch selbst Lösungswege.

Für die internationale Arbeit, aber nicht nur für sie, gilt: Zwischen den Beteiligten sind die Kulturen, Erfahrungen, Sprachen, Interessen und Vorstellungen von der Welt oft sehr unterschiedlich. Obwohl sich die Partner meist seit vielen Jahren kennen, besteht die Gefahr, dass wir die deutsche Kultur unbewusst auf die Welt der Partner projizieren – und dabei vergessen, dass unser Gegenüber eine andere Sicht auf sein Leben hat. Wenn die unterschiedliche Wirklichkeit und die unterschiedliche Wahrnehmung schon in der Planung bewusst werden, erhält das Projekt ein stabiles Fundament.

Geschäftliche Ebene. Schon vor der Planung und Mittelbeschaffung muss den Partnern klar sein, dass sie mit dem Projekt eine andere Ebene der Kommunikation betreten. Basierte bislang die Beziehung hauptsächlich auf gegenseitigem Vertrauen, beginnen die Partner nun eine Geschäftsbeziehung. Hier sind Transparenz und Rechenschaftslegung die vertrauenstiftenden Voraussetzungen.

Projekte haben in dieser oder jener Weise Einfluss auf die Geschlechtergerechtigkeit. Die Verankerung von Geschlechtergerechtigkeit in allen Projekten hat eine Schlüsselfunktion für das, was wir mit den Projekten gemeinsam verfolgen: ein Leben in Würde für alle.

Nachhaltigkeit. Im Rahmen unseres Engagements für Gerechtigkeit sind wir bei der Projektarbeit auch aufgerufen, auf die Erhaltung der ökologischen Grundlagen zu achten und nachhaltig zu handeln. Nachhaltigkeit bezieht sich aber nicht nur auf den Erhalt der Umwelt, sondern auch auf die langfristige Wirksamkeit eines Projektes über den eigentlichen Projektzeitraum hinaus. Dafür braucht es eine Verankerung der Ergebnisse in den Lebensvollzügen der Zielgruppe.

In diesem Sinne lassen Sie sich ruhig auf ein Projekt ein! Es kann Stolz, Selbstbewusstsein und Entscheidungsfähigkeit fördern, die Verhandlungsmacht der Zielgruppe stärken und eine neue Sichtweise auf Probleme erzeugen. Projekte fordern heraus. Gelungene Projektarbeit macht Spaß und motiviert.

Wie planen wir ein Projekt?

Damit ein Partnerschaftsprojekt Erfolg hat, sollte von Anfang an gemeinsam geplant werden. Wichtig sind Kenntnisse von der Situation vor Ort. Daraus ergeben sich Fragen, etwa: Welchen Zustand wollen wir gemeinsam verändern? Was wollen wir mit dem Projekt erreichen?

Folgende Fragen helfen bei einer genaueren Analyse:

- Wie sieht die konkrete Situation aus?
- An welchen Stellen wird ein Problem offensichtlich, und wer beschreibt es als Problem?
- Wer ist besonders von dem Problem betroffen?
Stellt sich die Situation für alle Beteiligten gleich dar?
- Welche Ursachen hat der aktuelle Zustand?
Wie können sie überwunden werden?
- Gab es bereits Versuche, die Situation ohne externe Unterstützung zu verändern? Was war erfolgreich? Was war nicht erfolgreich? Und warum?
- Welche Schwierigkeiten stehen der Problemlösung im Weg?
- Was passiert, wenn das Projekt nicht durchgeführt wird?



In welchem Umfeld planen wir das Projekt?

Ein Projekt sollte auf jeden Fall in das gesellschaftliche und kulturelle Umfeld eingebettet sein. Dadurch können Fehlplanungen vermieden werden. Wenn die Partner folgende Fragen gemeinsam klären, erarbeiten sie eine solide Grundlage für ein Projekt, das mit dem gesellschaftlichen Umfeld harmoniert.

- Welche politische, wirtschaftliche und soziale Situation im Partnerland und in der Region muss im Blick auf das Projekt beachtet werden?
- Wie sehen andere Entwicklungsprogramme lokaler, regionaler und überregionaler Akteure aus?
- Brauchen die Partner im Süden oder Osten unsere finanzielle Unterstützung bei der Planung und Durchführung des Projektes wirklich oder ließe sich das Vorhaben zum Beispiel aus Programmen der Regierung oder der Kirche vor Ort finanzieren?
- Gibt es in der Region bzw. in der Nachbarschaft ähnliche Projekte, mit denen zusammengearbeitet werden kann?
- Welche Rechtsgrundlagen sind für das Projekt zu bedenken?

Für die Partner ist es in der Regel einfacher, einen Brief mit der Bitte um finanzielle Unterstützung an die kirchlichen Partner in Deutschland zu richten, als vor Ort beispielsweise bei der lokalen Behörde ihre Rechte einzuklagen bzw. Geld einzuwerben. Vor diesem Hintergrund ist zu diskutieren, welcher Weg langfristig zur Entwicklung der betreffenden Region mehr beiträgt,

Wer ist die Zielgruppe?

Bei der Situationsanalyse ist eine der wichtigsten Fragen die nach der Zielgruppe. Gemeinsam sollte die Zielgruppe genau beschrieben werden. Sind es Menschen, denen sich der Partner in seiner Arbeit zuwendet, oder geht es um die Bevölkerung eines ganzen Dorfes? Wer ist Partner, und wer ist Zielgruppe?

Von Anfang an einbeziehen. Zu überlegen ist: Möchte die Zielgruppe den momentanen Zustand überhaupt ändern oder stellt sie ganz andere Probleme in den Vordergrund? Deshalb muss die Zielgruppe bei der Projektplanung von Anfang an gehört werden. Sie muss das Projekt mit durchführen und mit auswerten.

Um die Zielgruppe einzubeziehen, gibt es verschiedene Wege: So können die Partner die Zielgruppe repräsentieren, weil sie sie seit Langem kennen und engen Kontakt zu ihr haben. Auch können Vertreterinnen und Vertreter der Betroffenen an Projektsitzungen teilnehmen – zum Beispiel die Repräsentanten einer Dorfgemeinschaft, die von dem Vorhaben profitieren soll. Ein kritischer Punkt ist, ob die unterschiedliche Situation von Männern und Frauen genügend bedacht worden ist. Ein Projekt wirkt sich oft unterschiedlich auf Frauen und Männer aus. So kann es zum Beispiel sein, dass Männer indirekt von einem Projekt profitieren, das Arbeitsplätze für Frauen fördern soll. Idealerweise sollen weder Frauen noch Männer benachteiligt werden.

Ist das Projekt in das kirchliche Umfeld eingebettet?

Wenn das Vorhaben in eine kirchliche Struktur eingebunden ist, sollten die Verantwortlichen klären, wie ihr Engagement auf andere Gemeinden, Kirchenkreise oder Dörfer in der Region wirkt. Könnte es Neid hervorrufen oder soziale Ungleichheit verstärken? Geprüft werden muss auch, ob die Inhalte des Projektes der theologischen Grundorientierung der Kirche entsprechen und ob sie in den Gemeinden Zustimmung finden. Hilfreich ist es, zeitnah eine Stellungnahme der übergeordneten kirchlichen Stelle zu erbitten.

Welche Ziele haben wir?

Aus der Situationsanalyse sind die Ziele zu entwickeln, die mit dem Projekt erreicht werden sollen. Gemeinsame Entscheidungen beider Seiten sind auch hier die Grundlage für gutes Gelingen.

Dabei helfen folgende Fragen:

- Was soll sich für die Zielgruppe durch das Projekt verändern?
- Sind die Wirkungen unterschiedlich für Frauen, Männer und Kinder?
- Woran erkennen wir, ob wir die Ziele erreicht haben?
- Welche Maßnahmen sind nötig, um die Ziele zu erreichen?

Einigung braucht Zeit. Manchmal gehen die Vorstellungen über Ziele bei den Projektbeteiligten weit auseinander. Wenn Konflikte hier nicht ausgesprochen und bewältigt werden, kann dies die weitere Planung und die Projektarbeit erheblich erschweren. Die Einigkeit über die Ziele ist ganz wesentlich für den Erfolg der Arbeit, auch wenn das bedeutet, gleich zu Beginn in intensive und vielleicht schwierige Gespräche einzutreten. Möglicherweise benötigt die Partnergruppe oder -gemeinde auch mehr Zeit als gedacht, um sich auf gemeinsame Ziele zu einigen.

Welche Maßnahmen planen wir?

Sobald Einigkeit über die Ziele besteht, können die Partner beginnen, die Umsetzung zu planen. In einem Maßnahmenkatalog bzw. Aktionsplan können sie alle Schritte auflisten, die nötig sind, um die Ziele zu erreichen. Diese Liste können alle Beteiligten prüfen. Sie hilft, sich einen Überblick über die einzelnen Schritte, den Zeitrahmen und die notwendigen Finanzen zu verschaffen.

Der Maßnahmenkatalog sollte auch einen Zeitplan beinhalten, aus dem hervorgeht, was wann getan sein muss und wann das Projekt abgeschlossen sein soll. Er kann Informationen über die Reihenfolge der Aktivitäten und ihr gewünschtes Resultat enthalten und beschreiben, welche Tätigkeiten beendet sein müssen, bevor weitere Schritte folgen. Und er schlüsselt auf, wer zu welchem Zeitpunkt und an welchem Ort welche Aufgaben übernimmt.

Welche Mitarbeitenden und welche Ausstattung benötigen wir?

Auch bei der Frage nach Personal und Ausstattung sollten die Partner gemeinsam überlegen, wie vorhandene Potenziale für das Projekt genutzt werden können.

- Wer kann was? Welches Fachwissen bzw. welche Kompetenz ist vorhanden und kann wie und für welchen Projektteil erschlossen werden?
- Wie können wir die Zielgruppen zur Eigenbeteiligung ermutigen?
- Welche baulichen und technischen Voraussetzungen bestehen?
- Welche Materialien oder Kompetenzen fehlen und müssen eingekauft werden? Können alle Einkäufe möglichst vor Ort erfolgen?

Wie finanzieren wir das Projekt?

Unverzichtbar ist ein Kosten- und Finanzierungsplan. Hier finden sämtliche Ausgaben und Einnahmen Platz, die in Deutschland und im Partnerland anfallen. Während der Kostenplan einen Überblick über die Ausgaben gibt – zum Beispiel Personal-, Material- und Verwaltungskosten –, weist der Finanzierungsplan Mittelquellen aus: Zuschüsse durch Dritte, die Eigenbeteiligung der Partner etc. Eine angemessene finanzielle Selbstbeteiligung der empfangenen Seite sollte vereinbart werden (ehrenamtliche Arbeit, Grundstück, Gebäude, Barmittel ...).

Rechenschaft ablegen. Hilfreich ist, wenn sich in beiden Partnergruppen Verantwortliche für die Projektbuchhaltung finden, die die finanzielle Entwicklung des gemeinsamen Vorhabens überblicken. Die Partner sollten außerdem eine gegenseitige Rechenschaftslegung vereinbaren. Dies schafft Vertrauen und entlastet beide Seiten. Eine unabhängige Buchprüfung wird dringend empfohlen.

In der Praxis stößt die Festlegung von Löhnen für Tätigkeiten im Projekt schnell auf Schwierigkeiten. Auch wenn landesübliche Zuwendungen auf den ersten Blick zu niedrig erscheinen, ist es wichtig, sie nicht unangemessen zu erhöhen – dies kann Neid hervorrufen und dazu führen, dass das Projekt angefeindet wird. Zahlungen sollten immer in Raten entsprechend des Projektfortschritts getätigt werden und im Projektvertrag so vereinbart werden. Dies beugt Korruption und Zweckentfremdung vor. Das Projekt sollte ein eigenes Konto haben, es erleichtert die Abrechnung und gibt einen Überblick über die Finanzen.

Ein Vorhaben ist normalerweise an einem gemeinsam festgelegten Punkt abgeschlossen. Für die finanzielle Seite gilt dies jedoch nicht immer. Wenn der Partner das Projekt eigenständig weiterführt, können Folgekosten entstehen, die dauerhaft oder zeitlich begrenzt finanziert werden müssen. Es ist daher wichtig, sich schon im Vorfeld mit möglichen Folgekosten auseinanderzusetzen und nach Lösungen zu suchen, falls sie unvermeidbar sein sollten.

Wer trägt welche Verantwortung, und wie treffen wir Entscheidungen?

Gerade in einem Projekt, in dem die Akteurinnen und Akteure weit voneinander entfernt arbeiten, sind klare Strukturen wichtig. Wenn sich die Partner von Beginn an über Arbeits- und Entscheidungsabläufe einig sind, lassen sich Konflikte während des Projektes vermeiden.

Gremien oder Teams – mit angemessener Beteiligung von Frauen – zu bilden, die für wichtige Entscheidungen verantwortlich sind, kann die Arbeit erheblich erleichtern. Hilfreich ist auch die Wahl von Verantwortlichen für einzelne Bereiche. Es ist außerdem sinnvoll, bereits in der Planungsphase zu besprechen, wie Entscheidungen getroffen werden. Doch auch wenn einzelne Personen bzw. Teams einen großen Teil der Verantwortung tragen: Damit das Vorhaben gelingen kann, muss der Kontakt zu den Zielgruppen in allen Ablaufphasen selbstverständlich und sehr eng sein. Deshalb sollten schon während der Planung Strukturen entstehen, die alle Beteiligten in wichtige Entscheidungen einbeziehen.

Was sollte in einem Projektvertrag stehen?

Um Verantwortlichkeiten und Entscheidungsstrukturen festzulegen und für alle Beteiligten nachvollziehbar zu machen, sollten die Partner gemeinsam einen Projektvertrag erarbeiten. Er erhöht die Verbindlichkeit und bestimmt, wer rechtlich für das Projekt verantwortlich ist. Um eine gleichberechtigte Partnerschaft zu garantieren, übernehmen im Allgemeinen beide Seiten gemeinsam Verantwortung.

Der Vertrag sollte in die Sprachen der Projektpartner und der Zielgruppe übersetzt werden und folgende Punkte enthalten:

- Zweck der Vereinbarung
- Gegenstand des Projektes (Inhalte, Ziele, Zielgruppen)
- Maßnahmen/Aktionen
- Rahmenbedingungen der Durchführung (Ressourcen, Arbeitsaufwand, Budget, Zahlungsmodalitäten, Berichterstattung)
- Zeitplan
- Verantwortlichkeiten (Aufgaben und Pflichten der Vertragspartner, Entscheidungsstrukturen, Berichterstattung)
- Erwartungen der Partner an die gemeinsame Arbeit.

Wie führen wir ein Projekt durch?

Die Arbeit am Projekt muss sorgfältig und aufmerksam begleitet werden. Das geschieht zum Beispiel durch das Monitoring, in Form von Beobachtung und Überprüfung. Es ermöglicht den Partnerschaftsgruppen einen Überblick über den Fortgang ihres Vorhabens. Fotodokumentationen, Datensammlungen, persönliche Erfahrungsberichte und eine sachliche Darstellung des Erreichten sind gute Grundlagen für eine gemeinsame Auswertung und Steuerung. Fragen wie: „Sind wir noch auf dem richtigen Weg, um unsere Ziele zu erreichen? Müssen wir unsere Maßnahmen an neue Entwicklungen anpassen? Steht die anfängliche Planung im Widerspruch zu den realen Gegebenheiten?“ lassen sich durch Monitoring qualifizierter beantworten. Auf einer gemeinsamen Grundlage können die Partner neue Entscheidungen treffen – und den Erfolg des Projektes dadurch wahrscheinlicher machen.

Das Monitoring hilft,

- Stärken und Schwächen im Projektverlauf zu bemerken und zu erklären, warum bestimmte Ziele nicht erreicht wurden oder sich zusätzliche Möglichkeiten auftun
- zu erkennen, welche Faktoren die Arbeit fördern oder hemmen
- festzustellen, ob jemand das Projekt aufgrund einer anderen Interessenlage be- oder verhindern möchte
- Fehlentwicklungen entgegenzusteuern und Probleme zeitnah zu lösen
- Entscheidungen zu treffen, die von der ursprünglichen Planung abweichen
- die Kommunikation zwischen den Projektpartnern aufrechtzuerhalten bzw. zu verbessern
- Rechenschaft – auch in finanzieller Hinsicht – gegenüber allen Projektbeteiligten abzulegen
- Risiken im Auge zu behalten
- gemeinsame Fortschritte und Erfolge festzustellen und diese zu würdigen.

Selbstverständlich birgt jedes Projekt Risiken. Denn ein Projekt durchzuführen bedeutet, sich auf ein dynamisches, komplexes Vorhaben einzulassen, das im schlimmsten Fall scheitern kann.

Risiken sind unter anderem:

- Ablehnung des Projektes durch die Zielgruppe – wenn sie nicht von vornherein genügend einbezogen wird
- Neid in der Nachbarschaft oder unter Kolleginnen und Kollegen
- Nichteinhaltung von Terminen für den Abschluss des Projektes oder bestimmter Arbeitsphasen mit negativen finanziellen Konsequenzen

- Fehlplanung bei der Ausstattung, unvorhergesehene Entwicklungen beim Personal
- Wechsel der Projektleitung
- Änderung rechtlicher oder politischer Rahmenbedingungen
- Änderung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen, z. B. Inflation
- Witterungseinflüsse.

Messgrößen definieren. Für die Beobachtung der Projektfortschritte braucht es Indikatoren. Woran können wir erkennen, ob Ziele erreicht sind? Hier sind sogenannte Indikatoren eine große Hilfe: Messgrößen, die Veränderungen in der Projektarbeit ausweisen und den Fortschritt messen und überwachen. Sie beschreiben, in welcher Situation sich das Projekt befindet. Im Alltag sind Indikatoren sehr verbreitet und oft leicht zu bestimmen: Wenn ein Mensch lacht, ist das ein Indikator dafür, dass er sich freut. In der Projektarbeit sollten Indikatoren ebenso plausibel sein. Sie müssen in möglichst engem Bezug zum Ziel stehen und genau definiert sein.

Lernen aus Erfolg und Misserfolg. Nützlich sind Zwischenevaluationen. Evaluierung ist eine Überprüfung und Bewertung von Ergebnissen und Wirkungen nach einer bestimmten Projektphase. Dabei werden auch Ziele, Annahmen und der gesamte Projektansatz kritisch hinterfragt, um aus den Erfahrungen für weitere Schritte zu lernen. Im Rahmen einer Zwischenevaluation werden Arbeitsergebnisse nachgewiesen. Die Evaluation steigert die Glaubwürdigkeit eines Projektes und erleichtert es, Erfolge im Nachhinein zu kommunizieren.

Insgesamt ist ein Projekt nicht nur ein Arbeitsprozess. Für die Partnerschaft und jeden einzelnen Menschen ist sie auch ein Lernprozess. Die Lerneffekte sollten ebenfalls Teil der Evaluierung sein. So können die Beteiligten feststellen, ob die Projektarbeit dazu beigetragen hat, die Partnerschaft weiterzuentwickeln und die einzelnen Gruppen zu stärken. Projektarbeit ist komplex, und Unwägbarkeiten können eine Umsetzung erschweren. Auch wenn ein Projekt nicht so erfolgreich ist wie geplant, sollten die Partner es evaluieren. Die Gründe für einen Misserfolg zu reflektieren, schützt vor unbedachten Schuldzuweisungen. Es hilft, die Motivation für die Partnerschaft aufrechtzuerhalten und die Projektarbeit nicht in all ihren Phasen als ungeeignet zu erklären. Wenn die Partner sich die Ursachen für den fehlenden Erfolg bewusst gemacht haben, können sie daraus Konsequenzen für eine zukünftige Projektgestaltung ziehen.

Auswertung zum Abschluss

Zur Endauswertung gibt es verschiedene Möglichkeiten: mit beiden Partnerschaftsgruppen gemeinsam, zunächst getrennt und anschließend gemeinsam, intern oder durch eine externe Fachkraft, durch ein Feedback aller Teilnehmenden oder in einem begrenzten Kreis. Jede Gruppe sollte hierbei ihren eigenen Weg finden. In jedem Fall bietet eine Kombination aus Datensammlungen und Erfahrungsberichten auch hier eine sinnvolle Basis.

Die Ergebnisse der Evaluation sollten in einen Abschlussbericht einfließen, der das Projekt ordnungsgemäß beendet. Dabei dokumentiert jede Partnerschaftsgruppe den Bereich, für dessen Planung und Durchführung sie verantwortlich war. Sie reflektiert wesentliche Projektinhalte und arbeitet ihre Stärken und Schwächen heraus. Der Abschlussbericht sollte allen Beteiligten zugänglich sein und umfassend über das gemeinsam Erreichte informieren.

Am Ende stellen sich Fragen wie: „War das Projekt die ganze Arbeit wert? Gab es einen wirklichen Partnerdialog über die Ziele? Blieb die Wechselseitigkeit des Gebens und Nehmens gewahrt? Hat sich die Partnergruppe das Projekt wirklich angeeignet? Hat das Projekt bei der Zielgruppe zu mehr Eigenständigkeit und weniger Abhängigkeit geführt?“ Als Kriterium zur Bewertung kann dabei folgender Satz gelten: Ein Projekt war dann erfolgreich, wenn es mehr genützt als geschadet hat.

Zusammenspiel der Ebenen

Partnerschaftsprojekte auf Gemeindeebene sind ein Ansatz der kirchlichen Entwicklungsarbeit neben weiteren kirchlichen Handlungsfeldern. Sie leisten einen wichtigen Beitrag in einer Gemeinde oder in einem überschaubaren Gebiet. Angesichts begrenzter Möglichkeiten vor Ort ist es wichtig zu wissen, dass sich weitere Akteure für die Verbesserung der Lebenssituation einsetzen. Die Partnerkirchen selbst sind Träger von Entwicklungsprojekten, die sie zum Beispiel mit dem Zentrum für Mission und Ökumene der Nordkirche durchführen – finanziert aus Spenden und Mitteln des Kirchlichen Entwicklungsdienstes (KED). Die Programme können durch die andere Trägerschaft, das größere Finanzvolumen und die Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Mission und Ökumene anders ausgerichtet werden.

Professionelles Engagement. Die Landeskirchen sind Träger von „Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst“. Diese bundesweite Organisation wird finanziert aus Kirchensteuermitteln der Landeskirchen (KED-Mittel), aus Spendengeldern und Bundesmitteln und führt für die Kirchen Entwicklungsarbeit durch. Die Schwerpunkte, die Auswahl der Projekte vor Ort und die Zusammenarbeit mit den Partnern sind eingebettet in ein größeres, reflektiertes und professionelles Engagement, an dem sich viele beteiligen. Die Projekte entstehen nicht aus Begegnungen, sondern aus der langjährigen Zusammenarbeit mit wiederum professionellen Partnerorganisationen. Das Handwerkszeug sieht anders aus. Effektivität steht im Mittelpunkt, das Finanzvolumen der Programme erfordert eine ganz andere Abwicklung. Die Kirchen in Deutschland sind neben den vielen Partnerschaftsprojekten auch auf diese professionell ausgerichtete Arbeit angewiesen, um mit größeren Programmen und Projekten unsere Partner zu unterstützen; aber auch, um in unserer Gesellschaft mit dem Engagement für mehr Gerechtigkeit erkennbar zu sein.

KONTAKT UND INFOS

*andrea.schirmer-mueller@
brot-fuer-die-welt.de,
mirjam.freytag@
ked.nordkirche.de*

*„Die Weisheit wohnt nicht
nur in einem Haus“, Hand-
reichung Projektarbeit in
kirchlichen Partnerschaften.
Hg. von Brot für die Welt –
Evangelischer Entwicklungs-
dienst.
Download:
www.brot-fuer-die-welt.
de/ppf*

Mitten im Leben der Kirche. Alle Akteure spielen ihre wichtige Rolle in der Entwicklungszusammenarbeit. Die Partnerschaftsgruppen, die Landeskirchen und ihre Werke sowie „Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst“ können auf unterschiedlichen Bedarf reagieren und Projekte entsprechend begleiten. Sie alle machen deutlich: Das Engagement gegen Armut und Ungerechtigkeit gehört in die Mitte des kirchlichen Lebens.

In diesem Sinne: Haben Sie den Mut, Projekte aufzugreifen – oder auch, sie sein zu lassen. Projekte können Mittel zu einem guten Zweck, sollten aber niemals alleiniger Zweck einer Partnerschaft sein.

Wie vermeide ich Korruption in Partnerschaften?

Von Pastorin **Hanna Lehming**

(Zentrum für Mission und Ökumene, Nahostreferat)

Jahrelang haben sich engagierte Gemeindemitglieder für das Kinderheim ihrer Partnerkirche in Übersee eingesetzt und eine ansehnliche Summe an Spenden gesammelt. Bei einem Besuch der Partner stellt sich dann plötzlich heraus: Das Geld wurde gar nicht wie vereinbart für die Renovierung der Kinderzimmer eingesetzt. Überraschung mischt sich mit Enttäuschung und schlägt in Ärger um. Die deutsche Partnerschaftsgruppe fühlt sich hintergangen. Doch auch ihre überseeischen Partner sind enttäuscht: „Habt ihr denn kein Vertrauen zu uns?“, fragen sie. Oder noch schärfer: „Wollt ihr uns unterstellen, dass wir eure Spenden mißbraucht haben?“ Unangenehme Erfahrungen wie diese haben wohl schon viele Aktive in der Partnerschaftsarbeit gemacht. Kann man sie vermeiden? Gibt es Mittel und Wege, den bestimmungsgemäßen Einsatz von Spendengeldern zu gewährleisten, wie Spender und Förderorganisationen selbstverständlich erwarten?

Um mit dem Äußersten anzufangen: Vermieden werden sollte auf jeden Fall, dass sich einzelne Personen an zweckbestimmten Geldern bereichern und damit die eigentlichen Empfänger bestehlen. Absolut „wasserdichte“ Methoden, solchen Mißbrauch zu vermeiden, gibt es sicher nicht, aber doch wirksame Mittel.

Das Stichwort Transparenz ist hier an erster Stelle zu nennen. Praktisch heißt das: Informationen über den Transfer von Spendengeldern und deren Bestimmung sollten unter den Empfängern möglichst breit gestreut werden (das sogenannte „Auditing from below“). Zum Beispiel: Gespräche über spendenfinanzierte Projekte werden nicht nur mit einer – vielleicht sogar immer derselben – Person geführt, sondern mit Gremien wie etwa Kirchenvorständen oder Projektgruppen. Bei E-Mails, die solche Informationen

enthalten, werden auf der Empfängerseite mehrere Personen in „cc“ gesetzt. Tatsächlicher oder vermuteter Mißbrauch von Spendengeldern wird nicht unter den Teppich gekehrt, sondern offen mit den Partnern besprochen. Über mögliche Konsequenzen, zum Beispiel die vorübergehende oder gänzliche Einstellung von Geldtransfers, werden die Partner rechtzeitig informiert. Selbstverständlich sollte es sein, sich vor der Zusage von Unterstützung von den Partnern eine aussagekräftige Projektbeschreibung und einen Finanzierungsplan geben zu lassen. Dabei sollen natürlich nicht nur die Kosten, sondern auch alle zu erwartenden Einnahmen, zum Beispiel von anderen Partnern, aufgeführt werden.

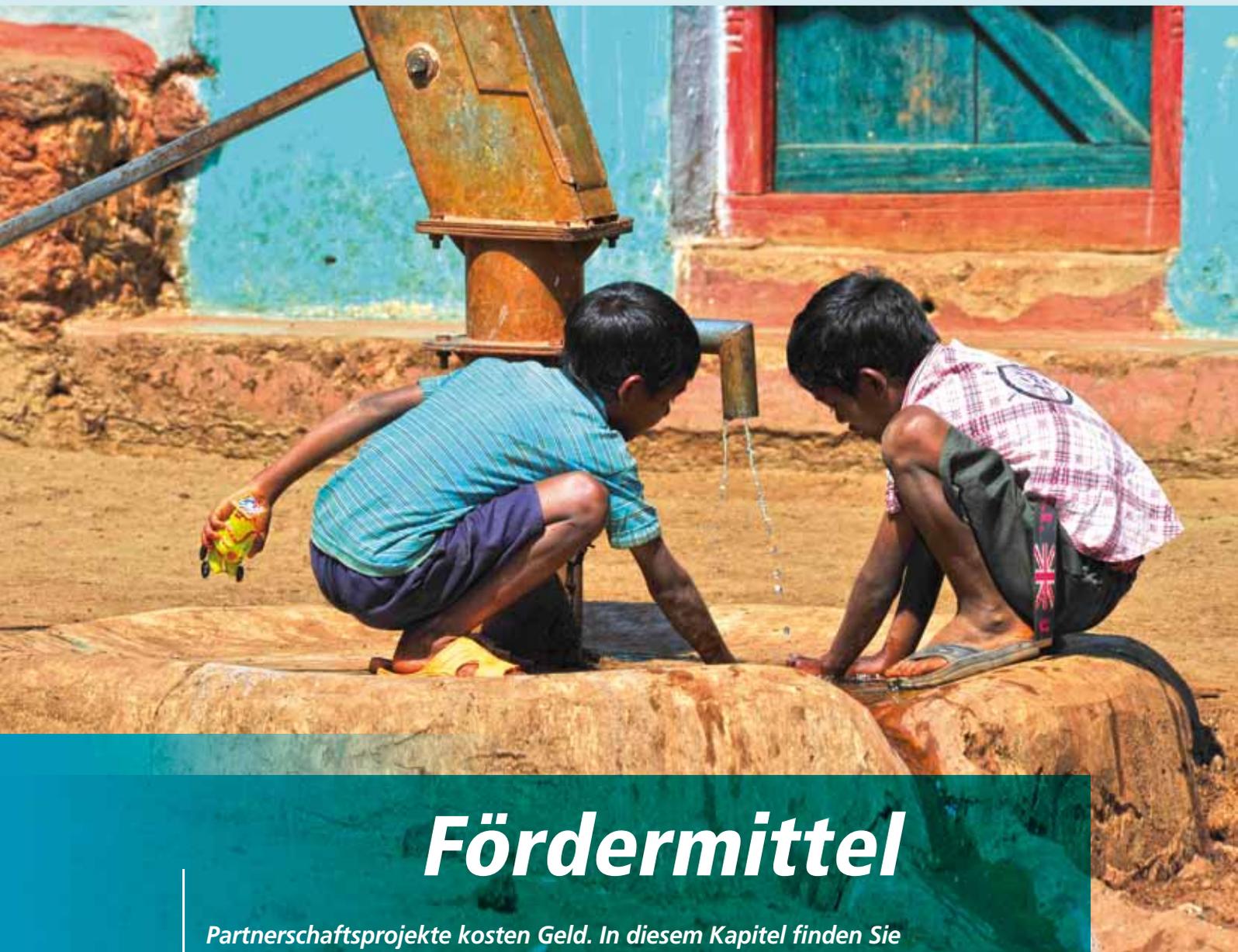
► Mehr zu multilateralen Partnerschaften in Kapitel 6
Nach Beendigung eines Projekts wird eine Abrechnung aller Kosten und Einnahmen erbeten.

Allerdings: Irritationen und Enttäuschungen lassen sich nie ganz vermeiden. Letztlich kommt es vor allem darauf an, wie eng und vertrauensvoll die Partnerschaft funktioniert. Eine kontinuierliche Verständigung der Partner über ihre Überzeugungen, Ziele und Visionen ist vielleicht die beste Basis für gegenseitiges Vertrauen und verantwortlichen Umgang mit Spenden.

KONTAKT UND INFOS

h.lehming@nordkirche-weltweit.de

Das Evangelische Missionswerk in Deutschland (EMW) veröffentlichte 2012 eine „Rahmenrichtlinie zur Förderung von Transparenz und Vermeidung von Korruption“. Sie liegt gedruckt in sechs Sprachen vor. Download: www.emw-d.de/meldung.1571



Fördermittel

Partnerschaftsprojekte kosten Geld. In diesem Kapitel finden Sie Institutionen, die Fördermittel vergeben. Wir haben für häufige Projekte mögliche Förderer aufgelistet (siehe rechts). Eine Tabelle enthält 19 Institutionen in alphabetischer Reihenfolge, jeweils mit Kontaktdaten und Förderbedingungen (Seite 130). Mit eigenen Beiträgen stellen wir die Förderprogramme des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Nordkirche (Seite 134) und das Programm der Nordkirche für Partnerschaften mit Osteuropa vor (Seite 136). Außerdem erhalten Sie Tipps zum professionellen Umgang mit Spenden (Seite 137).



Wer fördert was?

Sie planen eine Ausstellung, eine Begegnungsreise, ein Schulprojekt? Hier sind exemplarisch Förderinstitutionen aufgeführt. Kontaktdaten und weitere Informationen zu jeder Institution finden Sie in der Tabelle auf Seite 130.

Aktion / Kampagne

- Engagement Global – AGP-Programm und FEB-Programm (längerfristige Projekte)
- Katholischer Fonds
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- Stiftung Nord-Süd-Brücken
- Stiftung Umverteilen

Auslandsprojekt / Entwicklungszusammenarbeit

- Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend
- BINGO!-Projektförderung
- Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst
- Engagement Global – bengo (nicht-kirchliche Antragsteller)
- Hamburger Stiftung Asienbrücke
- Kirchlicher Entwicklungsdienst (antragsberechtigt nur Kirchenkreise)
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Senatskanzlei Hamburg
- Stiftung Nord-Süd-Brücken
- Stiftung Umverteilen
- Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Europareferat (nur Projekte in Osteuropa)

Ausstellung

- BINGO!-Projektförderung
- Engagement Global – AGP-Programm und FEB-Programm (längerfristige Projekte)
- Katholischer Fonds
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Stiftung Nord-Süd-Brücken

Begegnungsreise – zu Partnern im globalen Süden

- BINGO!-Projektförderung
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung

Begegnungsreise – Partner kommen nach Deutschland

- BINGO!-Projektförderung
- Katholischer Fonds
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Stiftung Nord-Süd-Brücken

Globales Lernen / Schulprojekt

- BINGO!-Projektförderung
- Engagement Global – AGP-Programm und FEB-Programm (längerfristige Projekte)
- Hamburger Stiftung Asienbrücke
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- LUNG – Landesamt für Umwelt, Naturschutz und Geologie Mecklenburg-Vorpommern

- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Stiftung Nord-Süd-Brücken
- Stiftung Umverteilen

Informationsmaterial

- BINGO!-Projektförderung
- Katholischer Fonds
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Stiftung Nord-Süd-Brücken

Informationsveranstaltung / Veranstaltungsreihe

- BINGO!-Projektförderung
- Engagement Global – AGP-Programm und FEB-Programm (längerfristige Projekte)
- Hamburger Stiftung Asienbrücke
- Katholischer Fonds
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- LUNG – Landesamt für Umwelt, Naturschutz und Geologie Mecklenburg-Vorpommern
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Senatskanzlei Hamburg
- Stiftung Nord-Süd-Brücken
- Stiftung Umverteilen

Kulturelle Veranstaltung (mit entwicklungspolitischem Thema)

- BINGO!-Projektförderung
- Engagement Global – AGP-Programm und FEB-Programm (längerfristige Projekte)
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Stiftung Gertrud
- Stiftung Nord-Süd-Brücken
- Stiftung Umverteilen

Ost-West-Begegnung

- Engagement Global – ENSA-Programm
- Katholischer Fonds
- Stiftung West-Östliche Begegnungen
- Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Europareferat

Schüler- / Jugendbegegnung

- Agnes Gräfe Stiftung
- Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend
- BINGO!-Projektförderung
- Engagement Global – ENSA-Programm
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Stiftung Gertrud
- Stiftung Nord-Süd-Brücken

Seminar / Tagung / Workshop

- BINGO!-Projektförderung
- Engagement Global – AGP-Programm und FEB-Programm (längerfristige Projekte)
- Hamburger Stiftung Asienbrücke
- Katholischer Fonds
- Kirchlicher Entwicklungsdienst
- LUNG – Landesamt für Umwelt, Naturschutz und Geologie Mecklenburg-Vorpommern
- NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung
- Senatskanzlei Hamburg
- Stiftung Gertrud
- Stiftung Nord-Süd-Brücken
- Stiftung Umverteilen

Fördernde Institutionen und ihre Bedingungen

Förderinstitution	Anschrift / Kontaktdaten	Wer kann Anträge stellen?	Was wird gefördert?
Agnes Gräfe Stiftung	Stubbenhuk 3 20459 Hamburg Telefon 040 / 37 49 45-0	Schulvereine und Kirchengemeinden in Hamburg	u. a. Schülerreisen Hamburger Schulen und Jugendreisen Hamburger Kirchengemeinden
Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend in Deutschland e.V. (aej)	Otto-Brenner-Straße 9 30159 Hannover Telefon 0511 / 12 15-160 E-Mail: pw@aej-online.de www.evangelische-jugend.de	Gruppen der evangelischen Jugendarbeit (im Rahmen des Kinder- und Jugendplanes des Bundes / KJP-Mittel)	Begegnungsprogramme für und mit jungen Menschen: - Bilaterale Jugendbegegnungen - Multilaterale Jugendbegegnungen - Workcamps - Seminare Fachkräfteprogramme
BINGO! - Projektförderung	Mühle Westeraccum 26553 Dornum Telefon 04933 / 99 11-11 E-Mail: info@projektfoerderung.de www.projektfoerderung.de	Gemeinnützige Vereine, Organisationen und Körperschaften des öffentlichen Rechts mit Sitz und Wirkungsbereich in Schleswig-Holstein	Projekte im Sinne der Agenda 21, insbesondere aus den Bereichen: - Natur- und Umweltschutz - Umweltbildung - Entwicklungszusammenarbeit - Globales Lernen Die Projekte sollen einen Bezug zu Schleswig-Holstein haben bzw. von dort aus initiiert, begleitet und betreut werden (Anm.: auch Förderung von Begegnungsreisen)
Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung e.V.	Referat Inlandsförderung - Partnerschaftsprojektfonds Caroline-Michaelis-Str. 1 10115 Berlin Telefon 030 / 652 11-1274 E-Mail: andrea.schirmer-muel-ler@brot-fuer-die-welt.de www.brot-fuer-die-welt.de/ppf	Kirchliche Partnerschaftsgruppen und deren Partnergruppen im Süden, in Süd-Osteuropa und im Kaukasus	Kleine Entwicklungsprojekte, die im Dialog von kirchlichen Partnerschaftsgruppen und deren Partnern im Ausland entwickelt wurden (z. B. gemeinsame Workcamps, Kampagnen, Fortbildungen und Trainings, Projekte im Gesundheits-, Sozial- und Bildungsbereich, Lernmaterialien, kleine Infrastrukturmaßnahmen, Einkommensschaffende Programme, ländliche Entwicklung, ökologischer Landbau verbunden mit fairem Handel)
Engagement Global gGmbH – AGP	AGP – Aktionsgruppenprogramm Tulpenfeld 7 53113 Bonn Telefon 0228 / 207 17-292 E-Mail: angela.lombardo@engagement-global.de www.engagement-global.de/agp-aktionsgruppenprogramm.html	Gruppen mit Sitz in Deutschland, z. B. Initiativen, Vereine, Schulen, Kindergärten und andere Träger mit entwicklungspolitischer Zielsetzung	Einzelmaßnahmen der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit sowie Themen mit Länderbezug, Eine-Welt-Veranstaltungen, Fragen zur Gleichberechtigung, Umweltthemen, Fairer Handel, Staatsverschuldung, Friedenspolitik, Demokratisierung, Menschenrechte usw.



Förderinstitution	Anschrift / Kontaktdaten	Wer kann Anträge stellen?	Was wird gefördert?
Engagement Global gGmbH – bengo	Abteilung F1.3 bengo Tulpenfeld 7, 53113 Bonn Telefon 0228 / 207 17-279 E-Mail: bengo@engagement-global.de www.bengo.engagement-global.de	Gemeinnützige Vereine und Organisationen (vor allem deutsche NROs)	Auslandsprojekte; Beratung und Finanzierung von Projekten, die die wirtschaftliche, soziale oder ökologische Situation armer Bevölkerungsgruppen verbessern, die die Selbsthilfefanstrengungen dieser Gruppen wirkungsvoll unterstützen und diese an der Durchführung partnerschaftlich beteiligen oder die zur Beachtung der Menschenrechte in den Partnerländern beitragen.
Engagement Global gGmbH – ENSA	ENSA - Programm Lützowufer 6 -9, 10785 Berlin Telefon 030 / 254 82 - 122 E-Mail: viktorja.jeske@engagement-global.de www.engagement-global.de/ensa-entwicklungspolitischeschulaustauschprogramm.html	Schulen aus Deutschland, die bereits eine Schul- oder Projektpartnerschaft in Afrika, Asien, Lateinamerika oder Südosteuropa pflegen	Reisen von Schulgruppen zur gemeinsamen Arbeit an einem Thema; die Begegnungen können in Ländern in Afrika, Asien, Lateinamerika, Südosteuropa oder in Deutschland stattfinden
Engagement Global gGmbH – FEB	FEB - Förderprogramm Entwicklungspolitische Bildung Tulpenfeld 7, 53113 Bonn Telefon 0228 / 207 17-293 E-Mail: anna.durst@engagement-global.de www.engagement-global.de/feb-foerderprogramm.html	Gemeinnützige Vereine oder Organisationen in Deutschland mit entwicklungspolitischer Zielsetzung	Inlandsprojekte im Rahmen der entwicklungspolitischen Informations- und Bildungsarbeit, (z. B. Seminare und Tagungen, Unterrichtseinheiten und Projekttage, Kampagnen, Ausstellungen, entwicklungspolitisches Theater), vor allem längerfristig angelegte Maßnahmen, die direkt oder über Multiplikatoren / Multiplikatorinnen entwicklungspolitisch bisher nicht motivierte Personen ansprechen
Hamburger Stiftung Asienbrücke	Postfach 13 09 64 20109 Hamburg E-Mail: vorstand@stiftung-asienbruecke.de www.stiftung-asienbruecke.de	Vereine, Verbände, Organisationen, Schulen oder vergleichbare Initiativen mit Sitz in Hamburg bzw. starkem Hamburg-Bezug	Projekte mit folgenden Zielen: - Verbesserung der Lebensbedingungen (einschl. Bildung) von Menschen in Asien - Qualifizierung von Fach- u. Führungskräften aus Asien - Wissensaustausch mit Partnern in Asien - Zusammenarbeit mit asiatischen Organisationen, die auf lokaler, regionaler oder nationaler Ebene die wirtschaftliche oder gesellschaftliche Entwicklung, den Umweltschutz oder die Bildung fördern
Katholischer Fonds	Pettenkofersstraße 26 80336 München Telefon 089 / 51 62 -224 oder -324 E-Mail: info@katholischer-fonds.de www.katholischer-fonds.de	Pfarrgemeinden, Partnerschafts- und Eine Welt Gruppen, Kath. Jugend- und Erwachsenenverbände, Landes- und bundesweit arbeitende Gruppen	Maßnahmen in Deutschland, deren Ziele und Inhalte der weltkirchlichen und entwicklungsbezogenen Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit zuzuordnen sind (z. B. Seminare, Tagungen, Veranstaltungsreihen, Aktionen, Kampagnen, Ausstellungen, Arbeitshilfen, Medien, Bildungsmaterial, Vernetzung lokaler Aktivitäten, Kulturveranstaltungen, Partnerbegegnungen in Deutschland, Langzeitaufenthalte von Jugendlichen aus Afrika, Asien, Lateinamerika, Mittel- und Osteuropa, Ozeanien)

Förderinstitution	Anschrift / Kontaktdaten	Wer kann Anträge stellen?	Was wird gefördert?
Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordkirche (KED)	Agathe-Lasch-Weg 16 22605 Hamburg Telefon 040 / 881 81 - 240 und - 241 E-Mail: info@ked.nordkirche.de www.ked-nordkirche.de	Kirchengemeinden und -kreise, Gruppen und Initiativen, Vereine und Organisationen aus Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und Hamburg	<ul style="list-style-type: none"> - Entwicklungspolitische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit (z. B. Seminare, Tagungen, Aktionen, Kampagnen, Tagesveranstaltungen, Ausstellungen) in Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und Hamburg - Entwicklungspolitische Bildungsreisen und Ökumenische Begegnungen (Nord-Süd und Süd-Nord-Begegnungen) - Partnerschaftsprojekte der Kirchenkreise der Nordkirche
LUNG – Landesamt für Umwelt, Naturschutz und Geologie Mecklenburg-Vorpommern	Goldberger Straße 12 18273 Güstrow Telefon 03843 / 777 - 240 E-Mail: webmaster@lung.mv-regierung.de www.lung.mv-regierung.de	Vereine und Verbände in Mecklenburg-Vorpommern	Projekte/Veranstaltungen in Mecklenburg-Vorpommern, die der Umwelterziehung und -bildung dienen, dies beinhaltet auch die Förderung von entwicklungspolitischer Bildungsarbeit und Projekte zum Globalen Lernen
NUE – Norddeutsche Stiftung für Umwelt und Entwicklung	Mühle Westeraccum 26553 Dornum Telefon für Mecklenburg-Vorpommern: 04933 / 99 11 - 17 für Hamburg: 04933 / 99 11 - 18 E-Mail: info@nue-stiftung.de www.nue-stiftung.de	Gemeinnützige Vereine, Organisationen und Körperschaften des öffentlichen Rechts mit Sitz und Wirkungsbereich in Mecklenburg-Vorpommern oder Hamburg	Aktivitäten in den Bereichen: <ul style="list-style-type: none"> - Natur- und Umweltschutz - Umweltbildung - Entwicklungszusammenarbeit - Entwicklungspolitische und in Hamburg auch interkulturelle Bildungsarbeit; Die Projekte sollen einen Bezug zu Mecklenburg-Vorpommern oder Hamburg haben bzw. von dort aus initiiert, begleitet und betreut werden (z. B. auch Förderung von Begegnungsreisen)
Senatskanzlei Hamburg	Referat Entwicklungspolitik Rathausmarkt 1 20095 Hamburg Telefon 040 / 428 31 - 2500 E-Mail: Wolfgang.Graetz@sk.hamburg.de	Gruppen, Initiativen, Vereine in Hamburg	<ul style="list-style-type: none"> - Inlandsprojekte in Hamburg zur Stärkung des entwicklungspolitischen Bewusstseins - Auslandsprojekte: Maßnahmen zur Beseitigung der Ursachen von Armut, zur Förderung der Gleichstellung von Frauen, zur Verbesserung der Gesundheit sowie des Umwelt- und Ressourcenschutzes. Der Förderungsschwerpunkt bezieht sich auf die Städtepartnerschaften mit Dar Es Salam/Tansania und Leon/Nicaragua
Stiftung Gertrud	c/o Propst Matthias Petersen Am Alten Amtsgericht 5 24211 Preetz Telefon 04342 / 717-45 E-Mail: info@stiftung-gertrud.de www.stiftung-gertrud.de	Initiativen in Kirchengemeinden aus Schleswig-Holstein und Hamburg	Missionarische und gemeindepädagogische Projekte im Rahmen der Jugend- und Gemeindearbeit in Schleswig-Holstein oder Hamburg, z. B. Bibelstraßentheater, Musicals, Jugendsegeln; Anschubfinanzierung für maximal drei Jahre möglich



Förderinstitution	Anschrift / Kontaktdaten	Wer kann Anträge stellen?	Was wird gefördert?
Stiftung Nord-Süd-Brücken	Greifswalder Straße 33 a 10405 Berlin Telefon 030 / 42 85 13 85 E-Mail: info@nord-sued-bruecken.de www.nord-sued-bruecken.de	Gemeinnützige Vereine aus den neuen Bundesländern und dem Ostteil Berlins	<ul style="list-style-type: none"> - Auslandsprojekte in Ländern, die auf der Liste des Entwicklungshilfekomitees der OECD aufgeführt sind, jedoch nicht in Mittel- und Osteuropa - Inlandsprojekte mit entwicklungspolitischem Bezug, z. B. Workshops, Seminare, Ausstellungen, Publikationen, Veranstaltungen und Kampagnen, Begegnungs- und Austauschprogramme zwischen Menschen aus Nord und Süd, Stärkung der Teilhabe von Migranten, Migrantinnen und ihren Organisationen an der Entwicklungspolitik
Stiftung Umverteilen	Merseburger Straße 3 10823 Berlin Telefon 030 / 785 98 44 E-Mail: stiftung@umverteilen.de www.umverteilen.de	Entwicklungspolitische Gruppen und Initiativen in Deutschland	<ul style="list-style-type: none"> - Entwicklungspolitische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit in Deutschland - Auslandsprojekte in ausgewählten Ländern Lateinamerikas, Afrikas, Asiens; insbesondere Bildungs- und Frauenprojekte
Stiftung West-Östliche Begegnungen	Mauerstraße 93 10117 Berlin Telefon 030 / 204 48 40 E-Mail: info@stiftung-woeb.de www.stiftung-woeb.de	Schulen und Jugendgruppen, ehrenamtl. Kulturensembles, kommunale Institutionen, Kirchengemeinden sowie eingetragene Vereine / Nichtregierungsorganisationen in Deutschland, die Kontakte und Beziehungen mit Menschen aus den Partnerländern der Stiftung unterhalten und internationale Begegnungen mit ihnen organisieren	<p>Persönliche Begegnungen von Menschen aus Deutschland und aus den 15 Partnerländern der Stiftung (Armenien, Aserbaidschan, Belarus, Estland, Georgien, Kasachstan, Kirgisistan, Lettland, Litauen, Republik Moldau, Russische Föderation, Tadschikistan, Turkmenistan, Ukraine und Usbekistan) im Rahmen von Begegnungsreisen und Austausch, Treffen und Konferenzen.</p> <p>Zentrale Kriterien sind dabei</p> <ul style="list-style-type: none"> - Dialog und Partnerschaft - Gleichwertigkeit der Partner und Gegenseitigkeit der Programme - Teilhabe, Verantwortlichkeit und Solidarität - Nachhaltigkeit der Beziehung und des Engagements
Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Europareferat	Agathe-Lasch-Weg 16 22605 Hamburg Telefon 040 / 881 81-412 E-Mail: c.d.hunzinger@nordkirche-weltweit.de; s.cordes@nordkirche-weltweit.de	Kirchengemeinden und -kreise und Partnerschaftsgruppen aus Mecklenburg-Vorpommern, Schleswig-Holstein und Hamburg, die Partnerschaften in die Partnerkirchen der Nordkirche in Kasachstan, St. Petersburg, Kaliningrad, Rumänien, Estland, Lettland, Litauen oder Polen unterhalten	Projekte bei den Partnern bzw. Partnerschaftsbegegnungen bis zu 500 € bei Eigenbeteiligung in mindestens gleicher Höhe

** Für viele Förderer sind entwicklungspolitische Projekte dann förderfähig, wenn sie sich auf Länder beziehen, die in der DAC-Liste des Entwicklungshilfekomitees der OECD aufgeführt sind, häufig sind Länder in Mittel- und Osteuropa ausgenommen.
Stand: Oktober 2012*

Förderprogramme des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Nordkirche

Der Kirchliche Entwicklungsdienst der Nordkirche (KED) vergibt Fördermittel in drei Bereichen:

- Bildungsreisen und ökumenische Begegnungen
- entwicklungspolitische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit
- Partnerschaftsprojekte (hier werden die Mittel über die Kirchenkreise verteilt).

Im Folgenden sind jeweils Ziele und Voraussetzungen der Förderung genannt.

Bildungsreisen und ökumenische Begegnungen

Wir fördern Bildungsreisen und ökumenische Begegnungen, wenn dabei entwicklungspolitische Fragestellungen eine Rolle spielen. Begegnungen – in Deutschland oder in Ländern des globalen Südens – können insbesondere dann einen wertvollen Beitrag zur entwicklungspolitischen Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit leisten, wenn sie in langfristiges Engagement in diesem Bereich eingebettet sind.

Voraussetzungen. Wir fördern Gruppen von 3 bis 8 Personen, bei Jugendgruppen kann von der Höchstzahl abgewichen werden. Die Reise sollte drei Wochen – in begründeten Ausnahmefällen zwei – und höchstens sechs Wochen dauern. Wünschenswert ist, dass Sie die gewonnenen Erfahrungen danach einem größeren Personenkreis zugänglich machen.

Wir erwarten eine umfassende Vor- und Nachbereitung der Reise – mehrtägige Vor- bzw. Nachbereitungsseminare in Deutschland können auf Antrag zusätzlich bezuschusst werden. Die Ziele der Reise müssen klar erkennbar sein.

Für Reisen nach Afrika, Asien und Lateinamerika können Sie einen festgelegten Zuschuss je Person beantragen; bei Gegenbesuchen von Partnerinnen und Partnern aus dem Süden kann die KED-Förderung bis zur Höhe der Flugkosten gehen.

Die Reise sollte sich auf Schwerpunktthemen konzentrieren, die alle Beteiligten gemeinsam vereinbart haben. Zentrale Voraussetzung für die Förderung ist ein aussagekräftiges, detailliertes Programm der Begegnung, das ökumenisches und entwicklungspolitisches Lernen ermöglicht. Entwicklungspolitische Themen könnten zum Beispiel sein: Klimawandel, Fluchtursachen und Migration, fairer Handel, nachhaltige Landwirtschaft und Wasserversorgung, Geschlechtergerechtigkeit, HIV/Aids, Bildung oder Überwindung von Armut.



Entwicklungspolitische Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit

Mit diesem Programm bezuschussen wir Projekte und Veranstaltungen. Beispiele sind: Seminare, Tagungen, Aktionen, Kampagnen, Ausstellungen, Schulprojekte sowie unter bestimmten Voraussetzungen Kunst- und Kulturprogramme. Es können auch Fortbildungen zu Themen und Methoden entwicklungspolitischer Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit oder die Vernetzung von Akteuren unterstützt werden.

Voraussetzungen. Die beantragten Projekte oder Veranstaltungen müssen deutlich erkennbar zur entwicklungspolitischen Bildungs- oder Öffentlichkeitsarbeit beitragen. Die entwicklungspolitischen Ziele und Inhalte, die Methoden und Zielgruppen sowie die beabsichtigten Wirkungen müssen klar benannt werden.

Partnerschaftsprojekte (über die Kirchenkreise)

Wir fördern nachhaltige Entwicklungsprojekte und diakonische Programme, die im Dialog zwischen kirchlichen Gruppen hier und ihren Partnern im Süden entwickelt werden. Neben zeitlich begrenzten Projekten, die einen Anfang und ein definiertes Ende haben, können auch längerfristige Vorhaben gefördert werden.

Damit wollen wir zur nachhaltigen Verbesserung von Lebensbedingungen bei den Partnern im Süden beitragen, das ehrenamtliche Engagement in der Partnerschaftsarbeit in Kirchengemeinden und Kirchenkreisen stärken und die Partnerschaftsgruppen und ihre Partner als entwicklungspolitische Akteure und sachkundige Anwälte für globale Gerechtigkeit stärken.

Voraussetzungen. Der KED informiert die Kirchenkreise Anfang des Jahres über die Höhe der Mittel, die im Rahmen des Förderprogramms jedem Kirchenkreis zur Verfügung gestellt werden können. Die Aufteilung ergibt sich aus einem landeskirchlich bewährten Schlüssel, der sich an der Zahl der Gemeindeglieder des Kirchenkreises orientiert. Der Kirchenkreis informiert die Partnerschaftsgruppen in den Gemeinden über die Möglichkeit der Antragstellung. Kirchenkreise, die diese KED-Mittel beantragen, müssen einen koordinierenden Ausschuss im Bereich Mission, Ökumene und Entwicklung eingesetzt haben, der mit dem Mandat des Kirchenkreises ausgestattet ist. Dieser Ausschuss berät auf Grundlage der Kriterien und Ziele des Förderprogramms die Anträge und teilt die KED-Mittel verantwortlich auf.

KONTAKT UND INFOS

*Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordkirche,
Christa Tobaben,
Telefon 040 / 881 81-241,
info@ked.nordkirche.de
www.ked-nordkirche.de*

Dabei gelten folgende Bedingungen: Der Kirchenkreisrat oder die Kirchenkreissynode beschließt über die Verteilung der Mittel und stellt den Antrag beim Kirchlichen Entwicklungsdienst. Die Projekte und Maßnahmen, für die Zuschüsse beantragt werden, werden mit mindestens der gleichen Summe aus Mitteln des Kirchenkreises, der Kirchengemeinde oder der Partnerschaftsgruppe finanziert. Die Partnergemeinde oder -organisation im Süden beteiligt sich mit eigenen Mitteln.

Förderprogramm der Nordkirche für Partnerschaften mit Osteuropa

Über das Europareferat im Zentrum für Mission und Ökumene fördert die Nordkirche Partnerschaften mit Osteuropa. Das Programm ist offen für Kirchengemeinden und Gruppen in der Nordkirche, die eine Partnerschaft zu Gemeinden in den osteuropäischen Partnerkirchen der Nordkirche pflegen: in Estland, Kaliningrad, Kasachstan, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien oder St. Petersburg (siehe auch Liste auf Seite 139). Sie können einen Zuschuss in Höhe von 500 € beantragen. Voraussetzung: Die Gruppe bzw. Gemeinde steuert mindestens den gleichen Betrag an Eigenmitteln bei. Bei einem Zuschuss von 500 € müssen also Ausgaben von mindestens 1.000 € nachgewiesen werden.

Der Zuschuss unterstützt Projekte der osteuropäischen Partnergemeinde bzw. des Partnerkirchenkreises. Es kann auch ein Reisekostenzuschuss sein. In dem Fall muss die Reise an die Partnerschaft geknüpft sein oder es muss sich um einen Fachkräfteaustausch handeln.

Anträge können halbjährlich gestellt werden – zum 30. April oder 31. Oktober. Die Bewilligung und Auszahlung erfolgt im Mai bzw. November. Die Abrechnung sollte bis spätestens 1. April des Folgejahres vorliegen.

KONTAKT UND INFOS

*Mehr Infos sowie
Formulare für Anträge und
Abrechnung bei:
Susanne Cordes,
Europareferat im Zentrum
für Mission und Ökumene
– Nordkirche weltweit,
Telefon 040 / 881 81-412,
s.cordes@nordkirche-
weltweit.de*



Beim Gründungsfest der Nordkirche 2012: Gäste aus den Partnerkirchen in den Niederlanden, USA, England, Südafrika und Polen.



Wie Sie mit Spenden umgehen

Von **Kurt Rulffes** (Spenden und Projekte
im Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit)

Spenden oder Zuwendungen – wie es im Amtsdeutsch heißt – sind anvertraute Mittel, mit denen Sie viele kleine und große Ideen, Projekte, Programme und Initiativen finanzieren können. Mit Überzeugung eingeworben, mit Sorgfalt gehandhabt und mit Liebe weitergegeben ein tolles Vehikel, um Beziehung zu schaffen und zu vertiefen.

In welchem Stil und mit welchen Instrumenten Sie Spenden einwerben, kann nach Talent und Möglichkeiten sehr unterschiedlich sein. Wichtig dabei: Mann und Frau tut es. Grundlage ist dabei immer eine Projektbeschreibung, die in Wort und Bild das Vorhaben und vor allem den Spendenbedarf benennt. Stellen Sie eine gute Mischung aus persönlichen/menschlichen Einblicken und Fakten sicher! Dass man beim Spendenwerben die Würde der Empfangenden und der Gebenden respektiert, aufrichtig ist und auch die Grenzen des guten Geschmacks nicht verletzt, sollte selbstverständlich sein. Denn eine Spende basiert immer auf der freien Entscheidung der gebenden Person. Spenderinnen und Spender beteiligen sich mit ihrem Interesse und ihrem Geld an der Partnerschaftsarbeit. Dadurch leiten sich gewisse Gepflogenheiten und Rechte beim Umgang mit Gebenden und Spenden ab:

Gehen Sie sachgerecht mit den Spenden um, indem Sie eine Buchführung/Buchhaltung machen.

So können Sie Spenden einerseits dokumentieren und zweckgebunden ordnen, andererseits den Mittelabfluss steuern. Denn mit der Annahme von Spenden gehen Sie eine Zweckbindung und eine zeitliche Verpflichtung ein (Zwei-Jahres-Frist). Mit einer sorgfältigen Dokumentation der Zahlen legen Sie auch den Grundstock für eine gute Transparenz. Wichtig: Denken Sie an den Datenschutz und behandeln Sie Spenderdaten vertraulich – es sei denn, es ist anders gewünscht.

Stellen Sie Spendenbescheinigungen aus. Die steuerliche/staatliche Förderung von Spenden ist für viele ein zusätzliches Motiv, regelmäßig zu spenden. Wenden Sie sich für das Ausstellen der Zuwendungsbescheinigungen an das zuständige Werk (Zentrum für Mission und Ökumene) oder an die Kirchengemeinde. Hier sind die Verfahren, Prüfungen und Genehmigungen vorhanden, die dabei helfen, alles richtig zu machen.

Danken Sie den Spenderinnen und Spendern zeitnah und angemessen. Danken ist nicht nur ein Gebot der Höflichkeit, der Dank ist eine Vergewisserung des gemeinsamen Vorhabens. Und wenn Sie den Dank mit aktuellen Informationen anreichern, ist er mehr oder weniger direkt auch eine Bitte um weitere Unterstützung. Danken können Sie persönlich, per Telefon, E-Mail, SMS oder Brief – Hauptsache, Sie tun es.

Informieren Sie regelmäßig schriftlich. Spenderinnen und Spender bei der Stange zu halten ist gar nicht so leicht. Aber es kann gelingen, wenn Sie im Jahreslauf immer wieder Informationen anbieten – ob im Gemeindebrief, in der Tageszeitung, beim Basar oder im persönlichem Brief. Am nachhaltigsten ist natürlich die persönliche Begegnung mit Partnern und Engagierten. Schön ist, wenn Sie für die „Beziehungspflege“ mit den Spendenden unterschiedliche Angebote machen können – bis hin zu Besuchsreisen.

Betrachten Sie Sachspenden mit Vorsicht. Aus vielen Gründen ist die Annahme und Weitergabe von Sachspenden oft mit Komplikationen verbunden. Sie sollten sich nicht nur die „Gesamtkosten“ einer solchen Spende vor Augen führen (Transport, Lagerung, Zoll etc.), sondern auch die Frage stellen, ob die Sachspende aus der Perspektive der Empfänger erwünscht ist. Ist der Bedarf wirklich vorhanden? Bringt die Spende den erhofften Nutzen? Gibt es alternative Beschaffungsmöglichkeiten vor Ort?

KONTAKT UND INFOS

k.rulffes@nordkirche-weltweit.de

Ansprechpartner

Für Information und Beratung zur Partnerschaftsarbeit können Sie sich zum Beispiel an folgende Stellen wenden:

IM KIRCHENKREIS

Ökumenische Arbeitsstellen

Kontaktdaten unter
www.ked-nordkirche.de/Arbeitsstellen

IN DER NORDKIRCHE

Zentrum für Mission und Ökumene

– Nordkirche weltweit

Agathe-Lasch-Weg 16 | 22605 Hamburg
Telefon 040 / 881 81-0
www.nordkirche-weltweit.de

Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordkirche

Agathe-Lasch-Weg 16 | 22605 Hamburg
Telefon 040 / 881 81-240
www.ked-nordkirche.de

Brot für die Welt Hamburg Diakonisches Werk Hamburg

Königstraße 54 | 22767 Hamburg
Telefon 040 / 306 20-0
<http://hamburg.brot-fuer-die-welt.de>

Brot für die Welt Schleswig-Holstein Diakonisches Werk Schleswig- Holstein, Ökumenische Diakonie

Kanalufer 48 | 24768 Rendsburg
Telefon 04331 / 593-0
<http://brot-fuer-die-welt.de/schleswig-holstein>

Brot für die Welt Mecklenburg- Vorpommern, Diakonisches Werk Mecklenburg-Vorpommern e.V.

Körnerstraße 7 | 19055 Schwerin
Telefon 0385 / 500 60
www.diakonie-mv.de

Frauenwerk der Nordkirche

Gartenstraße 20 | 24103 Kiel
Telefon 0431 / 55 77 91 00
www.frauenwerk.nordkirche.de

Pädagogisch-Theologisches Institut der Nordkirche | Dorothee-Sölle-Haus

Königstraße 54 | 22767 Hamburg
Telefon 040 / 306 20-1300
www.pti.nordkirche.de

Jugendpfarramt der Nordkirche

Koppelsberg 5 | 24306 Plön
Telefon 04522 / 507-0
www.ne-jupfa.de

AUF EKD-EBENE

Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW)

Normannenweg 17-21 | 20537 Hamburg
Telefon 040 / 254 56-0
www.ems-d.de

Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst Evangelisches Werk für Diakonie und Entwicklung

Caroline-Michaelis-Straße 1 | 10115 Berlin
Telefon 030 / 652 11-0
www.brot-fuer-die-welt.de

Die Partnerkirchen der Nordkirche Stand: Januar 2013

- Christenrat der Autonomen Region Guangxi, China
- Estnische Evangelisch-Lutherische Kirche (EELK)
- Evangelisch-Augsburgische Kirche in Polen, Diözesen Wrocław (Breslau) und Pomorsko-Wielkopolska (Pommern-Großpolen)
- Evangelisch-Lutherische Jeypore-Kirche (JELC), Indien
- Evangelisch-Lutherische Kirche Europäisches Russland (ELKER), Propsteien St. Petersburg und Kaliningrad
- Evangelisch-Lutherische Kirche in den Himalaya-Staaten (ELCITHS), Assam Diözese, Indien
- Evangelisch-Lutherische Kirche in der Demokratischen Republik Kongo (EELCo)
- Evangelisch-Lutherische Kirche in der Republik Kasachstan
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL)
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Litauen
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Rumänien
- Evangelisch-Lutherische Kirche in Tansania (ELCT)
- Evangelisch-Lutherische Kirche Lettlands
- Evangelisch-Lutherische Kirche von Papua-Neuguinea (ELC-PNG)
- Evangelische Kirche Lutherischen Bekenntnisses in Brasilien (IECLB)
- Kap Oranje Diözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Südlichen Afrika (ELCSA)
- Kenianische Evangelisch-Lutherische Kirche (KELC)
- Kirche von England, Diözesen Ely, Durham und Lichfield
- Kirche von Schweden, Diözese (Stift) Växjö
- Lutherische Kirche auf den Philippinen (LCP)
- Lutherische Kirche El Salvadors (ILS)
- Lutherische Philipphaus-Gemeinde, Hongkong, China
- Michigan Conference der United Church of Christ (UCC), USA
- Nationaler Chinesischer Christenrat (CCC)
- Protestantische Kirche in den Niederlanden (PKN), Evangelisch-Lutherische Synode und Gemeinden
- Russisch-Orthodoxe Kirche (ROK), Eparchie St. Petersburg
- Süd-Ohio Diözese, Evangelisch-Lutherische Kirche in Amerika
- Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirchen in Indien (UELCI)



IMPRESSUM

Herausgeber Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland,
Hauptbereich 4: Mission und Ökumene

Verantwortlich Dr. Mirjam Freytag
(Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordkirche),
Eberhard von der Heyde
(Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit),
Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg

Redaktion Detlev Brockes

Gestaltung Susanne Adamek

Fotos Hanna Bürger: S. 67; Ulrich Dagge: S. 53, 81, 90, 93, 95, 97,
98, 114; Kathleen Gust: S. 54, 73; Eberhard von der Heyde:
S. 21, 23, 30, 42, 47, 128; Christa Hunzinger: S. 104 re., 136;
Geoff Mathis: S. 61; Hans-Joachim Merker: S. 65;
Nordkirche / Stefan Albrecht: S. 4;
Jürgen Reißner: S. 8, 20, 24, 32, 56/57, 71, 75, 102;
Volker Schauer: S. 5; Paul Steffen: S. 74; Gerhard Thimm: S. 78
Alle übrigen: privat und Archiv des Zentrums für Mission
und Ökumene – Nordkirche weltweit

Druck Druckzentrum Neumünster

© Evangelisch-Lutherische Kirche in Norddeutschland, 2013
Das Handbuch kann auf folgenden Internetseiten
heruntergeladen werden:
www.ked-nordkirche.de
www.nordkirche-weltweit.de

Bestellung von gedruckten Exemplaren:
Kirchlicher Entwicklungsdienst der Nordkirche,
Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg,
info@ked.nordkirche.de

Finanziert wurde dieses Handbuch aus Mitteln
des Kirchlichen Entwicklungsdienstes der Nordkirche.





Evangelisch-Lutherische
Kirche in Norddeutschland